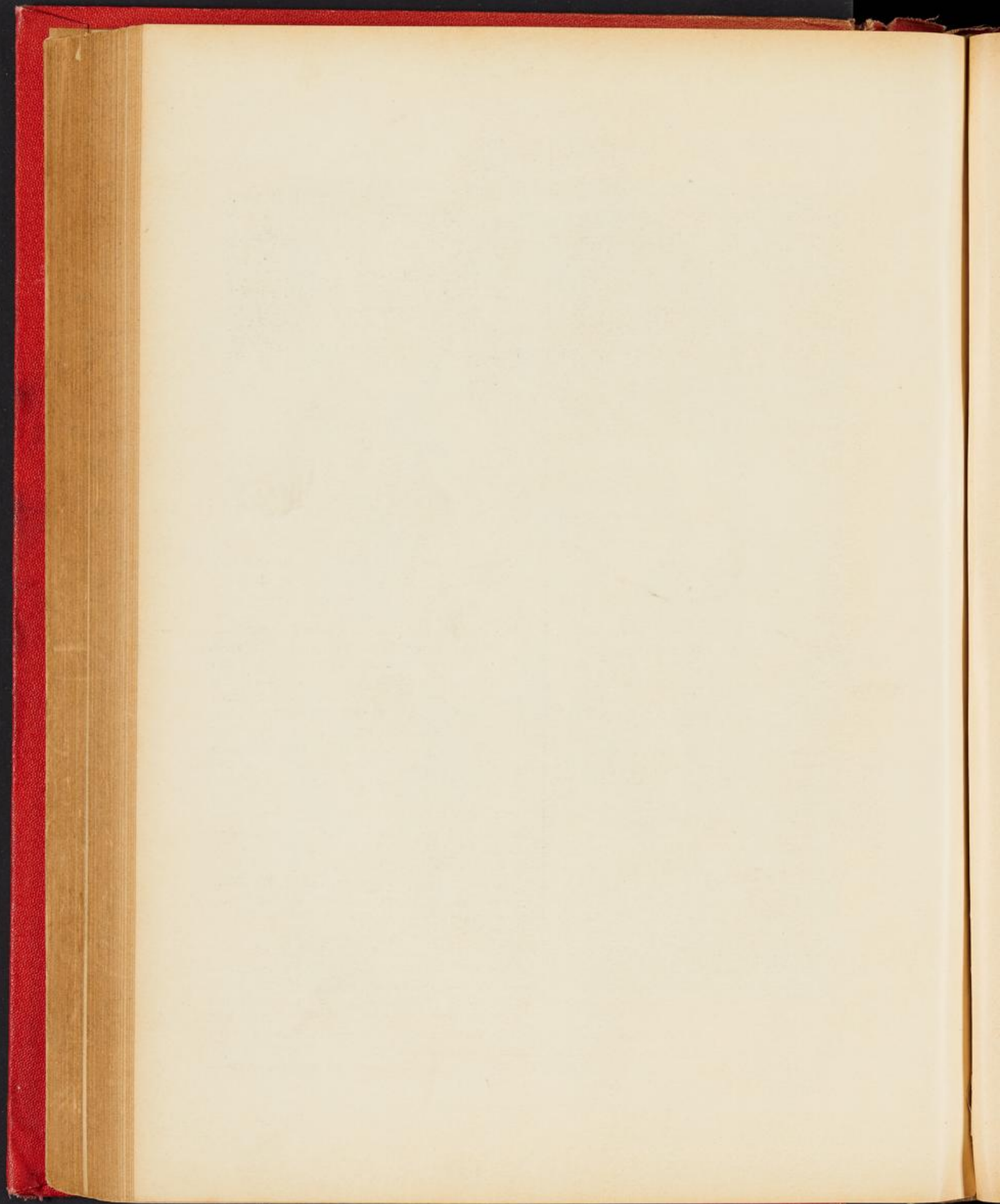




Excusez!

Originalzeichnung von Hugo Kaufmann.

Verlag von Friedrich Adolf Ackermann in München.





zur Sonnenhöhe.

Novelle von A. Müller von Brandenburg.

(Fortsetzung.)

Alle Rechte, besonders auch der Dramatisirung vorbehalten.

Das Zimmer schien um Conrad herum zu tanzen. Der Kopf wirbelte ihm. Fragend blickte er Strauß an.

„Nichts leichter als das,“ fuhr dieser lächelnd fort, „unser Adel ruinirt sich, und wir haben nur die Hand auszustrecken nach den Trümmern seines Besitzes. Jetzt endlich, Herr Ministerialrath, gehen Ihnen die Augen auf, und Sie verstehen die Zeit.“

Ungebuldig unterbrach ihn Conrad: „Sie wissen, was ich gebrauche, schnell gebrauche.“

„Sie sollen mit mir zufrieden sein,“ erwiderte Strauß, „verlassen Sie sich ganz auf mich.“

Im nächsten Augenblicke war er aus dem Cabinet.

Conrad war abermals allein.

Also Reichthum! Strauß war ein Mann, der Wort hielt, das wußte er.

Der erste, wichtigste Schritt zum lockenden Ziele war gethan.

Was würde nun weiter folgen?

Er sollte mit Leonie sprechen. Was sollte er ihr sagen?

Schon war er im Begriffe, zu ihr zu gehen, als sich die Thüre öffnete.

Sie war es selbst, die eintrat.

Der gefürchtete Augenblick war da. Conrad rang nach Fassung.

„Jetzt sollen Sie aber meinen Zorn kennen lernen,“ rief sie, als sie bemerkte, daß er allein war. „Wen ich nicht finde im Salon, daß ist der Herr

II. 2.

Ministerialrath. Ich war so böse, daß ich mich allein an die Arrangements machte, aber es ging nicht. Da kommt der Papa. Jetzt soll mir der herhalten, denke ich, aber ehe ich meine Klage anhebe, macht er ein ernstes Gesicht, ein allerernstes und sagt: Leonie, in meinem Cabinet ist Herr Bronker — das wußte ich ja — er hat Wichtiges mit Dir zu besprechen. Sprich Dich aufrichtig gegen ihn aus. Wie Du auch entscheidest, meiner Zustimmung bist Du sicher. Ich wollte ihn fragen, was er eigentlich meinte, aber er entschlüpfte mir. Nun habe ich lange gekämpft, bevor ich herkam, zwischen Aerger und Neugierde und — da bin ich; die Neugierde hat gesiegt.“

Das Alles kam so drollig und herzlich heraus, daß Bronker nicht wußte, wie er das liebe Mädchen aus ihrer Harmlosigkeit herausreißen, was er ihr eigentlich sagen sollte.

Aber er mußte doch zu ihr sprechen. Der Minister wollte ja zurückkommen und ihre Antwort hören; sie selbst stand vor ihm, gespannt, was er ihr mittheilen haben möchte.

Noch einen Augenblick rang er mit sich selbst, und dann war sein Entschluß gefaßt. Er bat sie, ihn ruhig anhören zu wollen, und Leonie erklärte sich dazu bereit, ersuchte ihn aber, ein weniger tragisches Gesicht zu machen, widrigenfalls sie lieber gleich davon gehen wollte, um sich nicht für den Abend die Laune verderben zu lassen.

Er hielt sie jedoch zurück, als sie wirklich Miene

machte, davonzulaufen, und Leonie war auch viel zu neugierig auf seine Eröffnungen, als daß sie in der That darauf hätte verzichten mögen.

„Darf ich von mir reden?“ begann er.

Leonie nickte mit dem Kopfe.

„Ach mein Gott, ja, auch das,“ sagte sie lachend, „wenn es zur Sache gehört. Aber fangen Sie endlich an, denn ich habe wirklich keine Geduld mehr.“

„Fräulein Leonie,“ fing Conrad an, „ich bin ein Sohn des Volkes. Aus einer kargen Kindheit, durch eine arbeits- und sorgenvolle Jugend rang ich mich empor mit eigener Kraft. Was Ihnen natürlich scheint, wie das Athmen in freier Luft, mußte ich erkämpfen wie ein unerreichbares Ziel. Noch vor einer Stunde, hier an dieser Stelle, schalteten Sie mich wortkarg, gleichgültig im Treiben der Gesellschaft. Wenn Sie wüßten, was im Herzen kämpfte, wenn ich um mich her in den Schimmer blickte, der mir so neu war! Geblendet erst, gewöhnte sich mein Auge allmählich an den anmuthig spielenden Glanz und dann sah ich nur Eins, dachte ich nur Eins — an Sie, Leonie!“

Das junge Mädchen zuckte zusammen; Leonie fühlte, wie ihr das Blut in's Gesicht stieg, und unwillkürlich legte sie ihre Hand auf den Busen, der sich stürmisch hob und senkte.

Dieses Geständniß hatte sie nicht erwartet.

Conrad fuhr fort:

„Deshalb war mir das Lob, die Beachtung aller Anderen gleichgültig, deshalb war ich so oft stumm.“

Leonie wandte sich ab und blickte wie abweisend aus dem Fenster. Es war, als ob der Schreck sie gelähmt hätte, aber dieser Schreck schien doch ein freundiger zu sein.

„Wenden Sie sich nicht ab, Leonie,“ nahm er wieder das Wort, „hören Sie mich zu Ende. Ich schwieg auch zu Ihnen. Mit keinem Blick, mit keiner Silbe habe ich Ihnen verrathen, was mir das Herz zu sprengen drohte. Ich hätte auch heute, ich hätte vielleicht noch lange geschwiegen, weil ich das Ideal meines Herzens so unerreichbar für mich und unerreichbar für alle Anderen hielt. Aber heute giebt die Gefahr, das höchste Glück des Lebens verlieren zu können, mir den Muth, Alles zu wagen, um es zu gewinnen.“

Leonie zitterte und ihre Hand griff nach der Lehne eines Stuhles, an dem sie sich halten mußte. Dieser Mann, den sie nur für einen nüchternen Beamten, für einen von Ehrgeiz ganz erfüllten Menschen gehalten hatte, erschien wie umgewandelt, von glühender Leidenschaft erregt, verzehret, und mit dieser Leidenschaft liebte er — sie! Schreck und Freude zugleich ergriffen ihr junges Herz, und wie durch eine höhere Offenbarung wurde es ihr plötzlich klar, daß auch sie ihn liebte, daß sie ihn längst geliebt hatte.

„Ja, ich liebe Sie, Leonie,“ fuhr Conrad hastig fort, „ich rang mit mir, diese Liebe zu unterdrücken, denn ich erkannte die breite Kluft, die zwischen uns beiden liegt, aber ich kämpfte vergebens, meine Liebe war stärker, als meine Vernunft, und jetzt, Leonie, jetzt will ich nicht, kann ich nicht mehr von der seligen Hoffnung lassen, die mein ganzes Sein erfüllt, mein Leben ausmacht. Sie schweigen, Leonie? O, reden Sie zu mir! Ich will ja nicht, daß Sie jetzt schon das Wort aussprechen, das mir Leben oder Tod bedeutet, ich will keine Entscheidung, so vermessen bin ich nicht. Aber geben Sie mir ein Zeichen, daß ich hoffen darf, daß Sie mir nicht zürnen!“

Leonie hatte sich gefaßt; und wenn auch die fieberhafte Erregung, die sich ihrer bemächtigt hatte, keineswegs gänzlich geschwunden war, so hatte sie doch so viel Ruhe wieder gewonnen, ihm antworten zu können.

„Und das war der Auftrag meines Vaters?“ fragte sie; „o, ich weiß, wie sehr er Sie schätzt und verehrt, wie wohl er anzuerkennen weiß, was Sie ihm sind —“

„Fragen Sie nicht, was ich Ihrem Vater bin,“ rief er hastig, „fragen Sie nur Ihr eigenes Herz, Leonie. Nur ein Wort, ein einziges Wort!“

Conrad hatte ihre Hand ergriffen, die er mit glühenden Küssen bedeckte; einen Augenblick ließ ihn Leonie gewähren, dann aber riß sie sich mit sanfter Gewalt von ihm los.

„Nicht jetzt,“ flüsterete sie rasch, „nein, nicht jetzt. Später — vielleicht!“

Der Ministerialrath wollte etwas erwidern, aber in demselben Augenblicke wurden Stimmen draußen vor der Thüre laut, diese öffnete sich schnell und Bronker trat herein.

Conrad fuhr zusammen. Sein Vater, in diesem Augenblicke! Und in Leonie's Gegenwart! Es war eine peinliche Situation. Der Sohn hatte nicht den Muth, sich zu seinem Vater zu bekennen.

„Grüß Dich Gott, Conrad,“ begann der Alte, ihm die Hand schüttelnd, „nicht wahr, das ist eine Ueberraschung! Ich war schon in Deiner Wohnung — ja, ja, wir Leute vom Lande stehen früh auf — aber die Leute sagten mir, Du wärest schon hier im Bureau, kämest erst spät zurück, und so entschloß ich mich denn kurz und bündig, da ich doch heut noch nach Hause zurückreisen muß, Dich hier aufzusuchen. Aber denke Dir, der Diener wollte mich nicht einmal hereinlassen. Da kam er aber schön an, ich sagte ihm, für mich würde der Herr Ministerialrath wohl zu sprechen sein und schob ihn sans façon bei Seite.“

„Meine Geschäftsstunde ist freilich vorbei,“ bemerkte Conrad verlegen.

„Dann will ich Dich auch nicht lange mit

Geschäften belästigen," rief Bronker lachend, indem er aus der Brusttasche seines Rockes ein wohl eingewickeltes Schriftstück hervorholte, welches er seinem Sohne überreichte, „hier bringe ich Dir ein Besuch unserer Gemeinde, nöthige Communalbauten betreffend, die wir bisher nicht durchsetzen konnten, und wenn Du das Promemoria durchliest, denke auch ein wenig daran, wer es Dir überreicht hat!"

„Der alte Mann sieht so würdig aus," sagte Leonie, als Conrad die Schrift genommen und auf den Tisch gelegt hatte, „gewähren Sie einmal seine Bitte, die gewiß nicht unbescheiden sein wird, ohne weiter zu prüfen, und dann genug für heute von den Geschäften; ich erwarte Sie im Salon und rechne bestimmt auf Ihre Unterstützung bei meinen Vorbereitungen."

Lächelnd reichte sie ihm die Hand, nickte dem alten Manne freundlich zu und verschwand in den Salon, Vater und Sohn allein miteinander lassend.

Es war lautlos still in dem weiten Raum; Conrad stand gesenkten Auges gegen einen Tisch gelehnt und nagte mit den Zähnen in einem Gefühl des Unmuthes und der Beschämung an seiner Lippe, Bronker stand ihm gegenüber und ließ sein bekümmertes Auge mit Trauer auf dem jungen Manne ruhen, dem er, wie er nur zu gut fühlte, außerordentlich ungelegen gekommen war.

„Du hast mich ihr nicht vorgestellt, Conrad," sagte er endlich mit leicht zitternder Stimme, „Du hast ihr nicht gesagt, daß ich Dein Vater bin, Du hast mich verleugnet."

Conrad erwiderte nichts; er wußte nicht, was er dem Alten antworten sollte, und schweigend ergriff er seine Hand.

„Komm," sagte er endlich, „komm mit mir, Vater, in meine Wohnung, dort wollen wir in Ruhe miteinander reden, hier ist das nicht möglich, wir sind hier keinen Augenblick ungestört."

„Nein, Conrad," erwiderte Bronker mit einer gewissen Bitterkeit, „befürchte nichts. Die schöne junge Dame erwartet Dich in dem Salon, ich will Dich nicht aus ihrer Gesellschaft zurückhalten, ich will und werde ihr nicht sagen, daß ich Dir das Leben gab, Dich erzog, daß ich den Schlaf der Nächte von meinem Auge scheuchte, um Deine Athemzüge zu bewachen, wenn Du krank warst, ich will ihr den Namen verschweigen, den Du mir sonst gabst und den Du vor ihr nicht auszusprechen wagtest, um nicht erröthen zu müssen."

Conrad wollte auffahren und eine heftige Entgegnung schwebte ihm auf der Zunge, aber er bezwang sich, war es doch sein Vater, der da zu ihm redete und der leider ein Recht hatte, ihn anzuklagen.

„Vater," sagte er leise, „zürne mir nicht! Ich bin nun einmal meiner Stellung mancherlei Rück-

sichten schuldig, von denen Du Dir keinen Begriff machen kannst, und im Leben und zumal in der vornehmen Gesellschaft kann und darf man nicht einzig und allein seinem Gefühle folgen."

„Dann bedauere ich diese Gesellschaft! Wie klein ist diese Eure große Welt! Ja freilich, sie bedarf der Sterne und der bunten Ordensbänder, um ihre öde Leere zu verdecken und sich den Anschein von Gesundheit zu geben, die sie nicht besitzt. Aber" — und seine Stimme verlor alle Bitterkeit — „ich gehe jetzt meines Weges, damit das schöne Fräulein nicht ungnädig wird, wenn Du sie allzulange warten lässest, und sich nicht wundert, daß der gute Alte Dich ungebührlich aufhält. Entschuldige Dich nur bei ihr, sage ihr, ich sei ein guter alter Bekannter aus der Heimath, ein wunderlicher Mann, der, wenn er erst in's Schwagen komme, gar kein Ende finde, und den man doch nicht so ohne Weiteres abweisen möge — und nun lebe wohl, die Hand brauchst Du mir nicht zu geben, die junge Gnädige könnte es vielleicht sehen, und es paßt sich doch nicht, daß ein Dorfschullehrer und ein Geheimrath — — — adieu, Conrad!"

Und bevor der Sohn noch ein Wort zu entgegnen vermochte, hatte sich die Thür hinter dem davoneeilenden Vater geschlossen.

Bernichtet sank Conrad in einen Fauteuil und bedeckte mit beiden Händen das Gesicht. Diese Qual! Diese fürchterliche Pein! Und er machte sich bittere Vorwürfe über die Feigheit, seinen Vater verleugnet zu haben, und suchte doch zugleich sein Benehmen vor sich selber zu rechtfertigen, sich zu überreden, daß er unmöglich den alten Mann Leonie als seinen Vater hätte präsentiren können.

In ihrem reizend eingerichteten traulichen Boudoir lag in derselben Zeit Leonie auf der blauselbenedenen Chaiselongue mit geschlossenen Augen und träumte im Wachen den entzückendsten Traum, den Traum der ersten Liebe, die das Herz wie auf Adlersfüßchen emporträgt über die Welt, daß die Erde mit ihren kleinlichen Sorgen und großen Schmerzen, ihren Enttäuschungen und ihrem Weh verschwindet und die Seele schwebt in unendlichem Glück. Und sie sah ihn wieder vor sich, diesen schönen, stolzen, vielbewunderten und gefeierten Mann, für den so manches junge Mädchenherz vergeblich schlug, sie sah ihn, wie er mit gerötheten Wangen ihre Hand ergriffen hatte, wie er mit leidenschaftlichen Worten ihr seine Liebe gestand, sie um Gegenliebe ansah, trotzig und zaghaft zugleich, und sie liebte ihn, liebte ihn, sie fühlte es, und ein Wort von ihr konnte sie beide unsäglich glücklich machen. Und dieses Wort wollte sie, durfte sie sprechen, hatte ihr Conrad doch selbst gesagt, daß er mit der Zustimmung ihres Vaters so zu

ihr geredet hatte, daß dieser ihre Entscheidung billigen, ihren Bund segnen würde!

Ein holdes, verklärtes Lächeln umschwebte ihr liebrendes Gesicht, wie in stiller Andacht faltete sie die weißen kleinen Hände über der Brust, und leise flüsterte sie den Namen des geliebten Mannes. Dann erhob sie sich schnell, klingelte ihrer Jofe und fragte die sofort Eintretende, ob der Minister bereits wieder nach Hause zurückgekehrt sei. Das Mädchen bejahte diese Frage, und Leonie beschloß, ihn sofort aufzusuchen und ihm alles mitzutheilen, was sie auf dem Herzen hatte, denn das höchste Glück bedarf der Mittheilung, bedarf des fühlenden, theilnehmenden Herzens, und Leonie hätte die Wonne, die sie erfüllte, hinausjubeln mögen in die weite Welt.

Eine Minute später trat sie in das Arbeitszimmer des Vaters und warf sich jubelnd an seinen Hals. Hohenberg, der einen Augenblick vor ihr gekommen war und soeben Conrad nach dem Ausgange seiner Unterredung mit ihr hatte fragen wollen, zog sie sanft an sich und küßte sie.

„Nun, Leonie,“ sagte er leise, „hast Du einen Entschluß gefaßt?“

„Papa,“ flüsterte das junge Mädchen verschämt, „Dein Wunsch und meine Neigung, glaube ich, stimmen überein.“

„So danke ich Ihnen, lieber Freund,“ sagte Hohenberg und reichte Conrad die Hand, „also darf ich dem Grafen Rectorf mittheilen —“

„Dem Grafen Rectorf?“ fragte Leonie erstaunt, „was soll denn der?“

„Hast Du Dich denn nicht entschlossen, ihm Deine Hand zu reichen, mein Kind?“ erwiderte der Minister.

„Ich? Dem Grafen? Von dem war ja gar nicht die Rede. Du sagtest mir, ich könnte Conrad so vertrauen, wie Dir selbst; er hätte über meine Zukunft mit mir zu reden. Nun, er warb um mich, und ich —“

Hohenberg stand wie erstarrt, als er diese Mittheilung vernahm, und es dauerte einige Sekunden, bis er sich wieder zu fassen vermochte.

„Leonie!“ rief er. „Was höre ich?!“

Der Augenblick der Entscheidung war da, und Conrad fühlte, daß er jetzt siegen, oder alle Hoffnungen zu Grabe tragen müsse.

„Verzeihen Sie, Excellenz,“ sagte er mit fester Stimme, „wenn ich den Auftrag, mit welchem Sie mich beehrten, nicht in dem Sinne ausgeführt habe, in welchem Sie erwarteten; aber die Aufgabe überstieg meine Kraft, widerstrebte meinem innersten Gefühl, ich konnte die heiße Liebe, die ich im Herzen trug, nicht selbstmörderisch aus ihrem Boden reißen, mein eigenes Glück nicht mit Füßen treten, um einem Anderen die Wege zu dem seinigen zu ebnen.“

Der Minister war tief verletzt, und eine dunkle Wolke flog über seine Stirn, während Leonie ängstlich bald ihn, bald Conrad anblickte.

„So also täuschten Sie mein Vertrauen,“ begann Hohenberg endlich, „so mißbrauchten Sie die Stellung, die ich Ihnen in meinem Hause einräumte! Aber es ist nun einmal geschehen, und ich will Sie nicht für Ihre Thorheit strafen, aber Du, meine Tochter, entscheide Dich: Graf Rectorf hat bei mir um Deine Hand angehalten, ich will Deine Wahl nicht beeinflussen, aber ich muß eine klare Antwort von Dir haben.“

„Hier ist sie!“ rief Leonie und ergriff Conrad's Hand. „Conrad warb um mich, und ich liebe ihn. Doch in Deine Hand lege ich die Entscheidung.“

Der Minister wandte sich ab und schwieg. Also seine einzige Tochter, seine geliebte Leonie, war entschlossen, diesem Manne für das Leben anzugehören; er vermochte den Gedanken noch nicht zu fassen, an die Möglichkeit dieser Verbindung nicht zu denken. Aber Conrad ließ ihm keine Zeit, seinen Empfindungen weiter nachzugeben.

„Excellenz,“ sagte er, „Sie schweigen, aber dieses Schweigen ist berechtigt genug und sagt mir, daß von dieser Stunde an unsere Wege sich trennen müssen, daß ich den Mann und das Haus verlassen soll, dem ich so gern meine ganze Kraft, mein Leben selbst gewidmet hätte, und deshalb bitte ich Sie um meine Entlassung.“

„Herr Ministerialrath!“ rief Hohenberg aufjährend, und leise vor sich hin flüsterte er: „Ich kann diesen Mann nicht entbehren.“

„Ihre Antwort, Excellenz?“ drängte Conrad.

In diesem Augenblicke erschien der Diener und meldete den Polizeirath Stürmer, der in einer dringenden Angelegenheit sofort vorgelassen zu werden wünschte und dem Meldenden auch schon auf dem Fuße nachfolgte.

„Verzeihen Excellenz,“ rief er aufgeregter, „daß ich mir erlaube, bei Ihnen einzudringen; aber was ich gefürchtet habe, trifft ein; die Entscheidung, die ich erbat und nicht erreichen konnte, kommt zu spät: die Stelle des Kreispräsidenten soll so gut wie besetzt sein, und zwar von einem der eifrigsten Gegner des Ministeriums, von Baron Alden.“

Hohenberg war überrascht und bestürzt. Kam denn heute alles Unheil über ihn!

Stürmer beobachtete den Minister, um den Eindruck, den diese Nachricht auf denselben machte, genau zu erfassen, denn jetzt schien ihm die Gelegenheit gekommen, den unbequemen und verhassten Ministerialrath zu stürzen, und bevor noch Hohenberg ein Wort erwidern konnte, flüsterte er ihm hastig die Worte in's Ohr: „Die Stimmung in gewissen Kreisen ist gegen Eure Excellenz. Man spricht von dem übermäßigen Einflusse dieses

Mannes da" — und er deutete auf Conrad, der mit Leonie zur Seite stand — „von Eigenmächtigkeiten, von —“

„Die Stelle des Kreispräsidenten,“ sagte Hohenberg, „muß ich mit einem Manne besetzen, den ich kenne, dem ich vertrauen kann und der mir ergeben ist. Ich weiß nur einen Beamten, der zu diesem wichtigen Posten tauglich ist —“ und plötzlich sich zu Conrad wendend, fuhr er fort: „Sie wollten aus meinem Cabinet scheiden, Herr Ministerialrath. Es sei! Aber entbehren und verlieren kann ich Sie nicht. Ich eile zu Seiner Hoheit, eine Stellung für Sie zu erbitten, die man — meinem künftigen Schwiegersohn nicht abschlagen wird.“

„Excellenz!“ rief Conrad überrascht, „Sie wollten?!”

„Mein Vater! Mein gütiger Vater!“ schluchzte Leonie und warf sich an seinen Hals.

Jetzt war die Reihe, überrascht zu sein, an dem Polizeirath.

„Erwerben Sie sich einen Namen,“ sagte der Minister hastig zu Conrad, „und dann, dann ist Leonie die Ihrige!“

Zehn Minuten später fuhr Se. Excellenz der Staatsminister Freiherr von Hohenberg vor das Schloß des Fürsten, der ihm sofort die erbetene Audienz gewährte.

Die Bogen der Wahlbewegung gingen hoch. Ueberall im Lande waren die verschiedenen Parteien eifrig bemüht, sich den Sieg zu verschaffen, und in allen Tagesblättern, in Flugschriften, Broschüren und Wahlversammlungen wurde mit Lebhaftigkeit, ja mit Erbitterung gekämpft. Besonders heftig war der Kampf auch in der kleinen Provinzialstadt Weidenfeld, die den Hauptort des Amtsbezirktes bildete, in welchem Conrad's Heimathsdorf lag. Der neue Kreispräsident war in die Agitation mit hineingezogen und als Candidat für den Landtag aufgestellt worden, so sehr auch eine solche Candidatur seinen Neigungen zuwider gewesen war.

Nun stand der Tag der Wahl unmittelbar bevor.

In einem behaglichen Zimmer des vornehmsten Gasthofes des Städtchens saßen Stürmer und Strauß vor einem Tische, auf welchem ein Frühstück servirt war, und plauderten lebhaft und erregt miteinander.

„Es war wirklich zum Todtlachen,“ rief Stürmer und stürzte abermals ein Glas Wein hinunter, „ich hatte mit guter Absicht unser Kreispräsidenten erst im letzten Augenblicke aus der Residenz hierher telegraphirt, denn er durfte von der wahren Sachlage nicht unterrichtet sein. Er kam mit dem

Nachtzuge, und der Zufall, den zu dirigiren ich mir allerdings erlaubt hatte, fügte es, daß einer unserer Freunde zu ihm in das Coupée stieg und den Herrn Präsidenten die ganze Nacht hindurch so interessant über alle möglichen Dinge zu unterhalten wußte, daß er keinen Augenblick der Ruhe fand und übermüde, bleich und nervös hier anlangte. Zu diesem Zustande schickte ich ihn in die Wahlversammlung und auf die Tribüne.“

„Das war sehr unvorsichtig,“ warf Strauß ein, „denn dadurch konnten Sie ihn um jeden Erfolg bringen.“

„Im Gegentheil,“ rief Stürmer, während er mit beneidenswerthem Appetit zu frühstücken begann, „gerade am sichersten wirkt er, wenn er unvorbereitet sprechen muß, dann geht er direct und scharf auf die Sache los und läßt sich nicht von der thörichten Sentimentalität beeinflussen, der dieser sonst so verständige Mensch nicht selten verfällt. Probiren Sie nur diese deliciose Majonnaise, die wird selbst Ihrem verwöhnten Gaumen zusagen. Uebrigens hat unser Held auch entschiedenen Eindruck gemacht, und ich habe bereits nach der Residenz telegraphirt, daß unser Sieg sicher ist.“

„Zu früh, Stürmerchen, zu früh! Dieser Mann ist unberechenbar und wird uns noch über den Kopf wachsen und uns aus den Händen schlüpfen.“

„Sie sind aber merkwürdig kurzsichtig,“ lachte der Polizeirath und schob dem Banquier die Assiette mit dem Caviar zu, „Ihr Finanzleute begreift nichts, was über eure Rechenzempel hinausgeht. Ich sage Ihnen, heute haben wir ihn in der Hand, Freundchen, — der Caviar ist vorzüglich; finden Sie nicht auch? Von Geschäften abgesehen, ermüdet in Folge der durchwachten Nacht, berauscht von dem vermeinten Siege und nahe am Ziel aller seiner Wünsche — ich will nie wieder in meinem Leben einen Bissen Gänseleberpastete zu mir nehmen, wenn wir ihn nicht, ohne daß er es merkte, auf den Weg führen, wo wir ihn haben wollen und auf dem er uns nicht mehr entweichen kann.“

Mit dem Ausdruck der Bewunderung sah Strauß auf das Gesicht seines klugen Genossen, der seiner Sache so sicher schien und mit dem größten Behagen speiste, als ob er gar keine Schwierigkeiten mehr zu befürchten hätte, und in seinem Innern beschloß er, bei der Durchführung ihrer Pläne sich gänzlich der größern Klugheit seines würdigen Freundes zu fügen. Dieser aber, der soeben Schritte auf dem Corridor vernahm, horchte einen Augenblick gespannt auf dieselben, dann flüsterte er dem Banquier hastig die Worte zu: „Er kommt. Ueberlassen Sie mir jetzt das Feld, ich mache ihn vollends mürbe, und Sie mit der bankerotten Herrschaft müssen dann den zweiten Schlag führen. Gehen Sie dort hinein, in Ihr

Zimmer, die Thür hat ein Schlüsselloch und ich denke, Sie werden dort nicht nur vortrefflich hören, was hier vorgeht, sondern auch den richtigen Zeitpunkt erkennen, in welchem Sie hier eintreten müssen."

Strauß wollte noch etwas erwidern, aber Stürmer drängte ihn in das Zimmer und zog die Thür hinter ihm zu. Kaum war dies geschehen, als Conrad hereintrat, fast hätte man sagen mögen, hereinschlich, denn seine Kniee zitterten, seine Gesichtsfarbe war ungewöhnlich bleich, und man sah es ihm auf den ersten Blick an, daß er in hohem Grade erschöpft und abgespannt war. Der Polizeirath sprang auf, eilte dem Ankommenden entgegen, ergriff seine beiden Hände und rief, scheinbar sehr erfreut: „Da sind Sie ja endlich, verehrtester Herr Präsident, und ich beileibe mich, Ihnen die aufrichtigsten Glückwünsche und meine vollste Bewunderung auszusprechen.“

Conrad warf sich erschöpft auf einen Stuhl und athmete tief auf.

„Es ist vorbei,“ sagte er, „und ich bin froh darüber.“ Und nun erzählte er ihm, wie er auf die Tribüne gekommen, wie er ohne einen Laut des Beifalls zu hören seine Rede begonnen, wie sich dann erst eine gewisse Mißstimmung unter den Versammelten kundgegeben, dann aber mehr und mehr beifälliges Murmeln seine Worte begleitet habe.

Stürmer hörte aufmerksam zu und ermangelte nicht, dem Redenden von Zeit zu Zeit seine Bewunderung auszudrücken und diese und jene Bemerkung zu machen.

„Endlich hatte ich gewonnenes Spiel,“ schloß der Kreispräsident, „ich bemerkte, wie in der dichtgedrängten Menge manches mir von früher her bekannte Gesicht ein zufriedenes Lächeln zeigte, ich hörte, wie man laut und lauter seinen Beifall über meine Worte äußerte, und das that mir wohl, aber noch angenehmer berührte es mich, daß es in meiner Heimath war, wo meine Anschauungen und meine Rede so günstig aufgenommen wurden, und da kam es wie ein süßes Heimweh über mich. Ich weiß nicht, was ich alles gesprochen habe, aber jeder Satz zündete, und meine Stimme bebte, mein Herz schlug; ich werde diese Stunde nie vergessen.“

„Sie haben dem Ministerium nicht allein eine Stimme für die Kammer, Sie haben ihm heute einen Sieg errungen, mit dem es zuerst Wurzeln schlägt im Lande,“ rief Stürmer.

„Aber ich habe Gegencandidaten,“ warf Conrad ein, „glauben Sie wirklich, daß man mich wählen wird?“

Stürmer schwieg einen Augenblick.

„In der Politik,“ begann er dann, „darf man sich niemals Illusionen machen. Aber ich halte

die Chancen für außerordentlich günstig für Sie, wenn wir mit der nöthigen Vorsicht, Sorgfalt und vor allen Dingen mit der erforderlichen Energie zu Werke gehen.“

Der Kreispräsident sah den Polizeirath fragend an. Er kannte diesen Mann hinlänglich, um klar darüber zu sein, daß er mit diesen Worten einen besonderen Zweck verband, den er nicht sogleich zu errathen vermochte, und deshalb forderte er ihn auf, ohne Umschweife zu reden.

„Gut denn,“ erwiderte Stürmer, „so will ich unverblümt sagen, was ich denke. Sie sind hier als ministerieller Candidat aufgetreten, dürfen also dem Ministerium keine Niederlage bereiten, wenn Sie sich nicht für alle Zeit geradezu unmöglich machen wollen. Beherrzigen Sie es also wohl: Sie müssen siegen, sei es um welchen Preis es wolle, und es giebt nur ein Mittel, Ihre Wahl durchzusetzen — und dies Mittel habe ich in meiner Hand.“

Conrad sah ihn fragend an. Stürmers Gesicht war unbeweglich.

„Und dieses Mittel?“

„Der Gegencandidat muß unschädlich gemacht werden.“

„Auf welche Weise?“

„Ich habe die Sache schon vorgesehen.“

Mit diesen Worten zog Stürmer ein Blatt aus der Brusttasche seines Rockes und hielt es dem Kreispräsidenten hin. Dieser warf einen Blick darauf, und erbleichend machte er mit der Hand eine abwehrende Bewegung. Aber Stürmer ließ sich dadurch nicht aus der Fassung bringen.

„Vertrauen Sie nur meiner Geschäftlichkeit, Sie sollen in keiner Weise compromittirt werden, und ich nehme jede Verantwortung auf mich.“

Der Kreispräsident zögerte mit der Antwort, Stürmer faltete das Blatt wieder zusammen und steckte es in seine Tasche.

„Wann befehlen Sie den Wagen zur Rückreise?“ fragte er kalt. „Wenn wir eilen, sind wir noch rechtzeitig zum Kurirzuge auf dem Bahnhofe.“

„Rückreise? Jetzt?“

„Ich meinte nur, Sie würden doch wenigstens Ihrer Niederlage ausweichen wollen und der Regierung Ihre Gründe mitzuthellen wünschen, weswegen Sie den sicheren Sieg von sich stießen. Man wird freilich über Ihre Sentimentalität die Achseln zucken, wird bedauern, daß Sie in der Kammer fehlen, wo man Ihrer dringend bedarf, man wird Ihnen diesen Schritt vielleicht übel deuten und sich des Barons Alden erinnern, der wahrscheinlich als Präsident weniger gefühlvoll gewesen wäre, und am meisten wird vielleicht das gnädige Fräulein von Hohenberg darunter leiden, da Excellenz ihre Vermählung mit Ihnen ausdrücklich davon

abhängig gemacht hat, daß Sie Mitglied der Kammer werden.“

Conrad seufzte tief auf. Stürmer fuhr unbeeirrt fort:

„Außerdem erlaube ich mir, Sie daran zu erinnern, daß man höchsten Ortes mit dem Gedanken umgeht, Sie in den Adelsstand zu erheben, sobald Sie eine größere Besitzung erworben haben würden.“

Stürmer schwieg, aber er beobachtete Conrad mit lauerndem Blicke und wartete gespannt auf die Antwort desselben. Dieser überlegte einen Moment. Stürmer hatte recht, es stand jetzt Alles auf dem Spiele: Ruhm, Ehre, Glück, eine glänzende Zukunft, und der Ehrgeiz gewann in seinem Herzen den Sieg über alle Bedenken.

„Sie haben recht,“ sagte Conrad, „ich darf auf halbem Wege nicht stehen bleiben. Thun Sie, was Sie für nothwendig halten, aber nichts gegen das Gesetz!“

„Halten Sie mich für fähig, Dummheiten zu begehen?“ fragte Stürmer lächelnd.

An der Thüre des Nebenzimmers hatte Strauß jedes Wort der Unterredung genau vernommen, und er sah ein, daß jetzt der Augenblick da war, wo man Conrad völlig umgarnen konnte.

So trat er denn, scheinbar ganz zufällig, in das Zimmer, beglückwünschte ihn gleichfalls wegen des Erfolges seiner Rede und ging dann geschickt auf ein vortheilhaftes Geschäft über, welches er für den Herrn Kreispräsidenten machen wollte, nämlich den Ankauf eines größeren Gütercomplexes. Dazwischen aber fand er noch einen Moment Zeit, dem Polizeirath leise die Frage zuzulüftern: „Wie steht es mit dem Verhaftsbefehle für den Doktor Falk?“

„Er hat mir freie Hand gelassen,“ entgegnete Stürmer ebenso leise.

„Und dies Geschäft, welches Sie mir vorschlagen wollen?“ fragte Conrad.

„Ist für Sie äußerst günstig. Ich habe für Sie eine größere Anzahl Forderungen und Wechsel angekauft auf eine große Herrschaft, die für einen verhältnißmäßig geringen Preis zu haben ist und allen Ihren Anforderungen genügen wird. Ich habe Ihnen Dankbarkeit versprochen, Sie sollen sehen, daß ich ein Mann von Wort bin! Die Sache ist bereits so weit in Ordnung, daß nur noch der Contract zu unterzeichnen ist; alles Andere habe ich schon vorbereitet, der Notar dieses Städtchens ist avertirt und erwartet den neuen Käufer, — bis her habe ich mich als diesen Käufer gerirt.“

„Sie gehen schnell zu Werke,“ sagte Conrad lächelnd. „Aber nun wäre ich doch auch einigermaßen neugierig, zu erfahren, wo diese Herrschaft liegt, wie sie heißt, und wenn ich Ihnen auch bis her völlig freie Hand gelassen habe, weil ich von

dergleichen Dingen nicht sonderlich viel verstehe, so dürfte es doch jetzt wohl an der Zeit sein —“

„Entschuldigen Sie, daß ich mich jetzt entferne,“ unterbrach ihn Stürmer, der inzwischen wie auf Kohlen gestanden hatte in der Furcht, daß Conrad die ihm ertheilte Vollmacht widerrufen möchte; „ich habe noch vielerlei anzuordnen und zu besorgen, auch störe ich wohl die Herren, die, wie ich sehe, Wichtiges zu erörtern haben,“ und seinen Hut ergreifend entfernte er sich, ohne eine Antwort Conrads abzuwarten.

„Den Namen der Herrschaft, Herr Strauß!“ rief Conrad.

„Sie liegt ganz in der Nähe: Es ist die Ständesherrschaft Feldingen, bisher im Besitz der Familie von Wenkenstern.“

Conrad hatte es geahnt, denn er wußte seit geraumer Zeit, daß die Herrschaft Feldingen stark verschuldet war und zum Verlaufe gelangen würde, aber dennoch überraschte ihn die Nachricht, daß er der Besitzer derselben werden sollte, in hohem Grade, und er bedurfte aller seiner Kraft, um seine Aufregung zu verbergen. Also er, Conrad von Bronsker, Ständesherr, Abgeordneter, der Gemahl Leonies — der Weg zur Sonnenhöhe des Glückes war vollendet, das Höchste war so gut, wie erreicht, — und durch eigene Kraft! Freilich, dieses Glück sollte sich auf den Trümmern von Meta's Vermögen, auf dem Schmerze Barbi's aufbauen — — — ach, was! Es war geschehen. Also vorwärts!

„Ich danke Ihnen,“ sagte er zu Strauß, indem er ihm die Hand schüttelte, „ich danke Ihnen, Sie sind ein zuverlässiger Freund und dürfen stets auf mich rechnen. Wollen Sie nun die Sache ganz zu Ende führen!“

Strauß versprach es.

„In einer Stunde bei dem Notar!“ sagte er und verließ das Zimmer in demselben Augenblicke, wo es an der Thür klopfte.

Conrad begleitete Strauß und traf auf Heinrich Falk.

„Falk! Du hier? Und heute?“ rief Conrad erstaunt.

„Ich bin es,“ sagte Heinrich. „Der Strom des Lebens trieb uns auseinander, Herr Präsident; es ist mit den Menschen, wie mit den Blumen, jede sucht sich den Boden, auf dem sie wachsen, blühen und gedeihen kann.“

„Noch immer der alte Schwärmer für die Natur, der er seine Bilder entnimmt!“ lachte Conrad und lud den Freund ein, Platz zu nehmen, während er ihm zugleich aus seinem Etui eine echte Havanna anbot.

„Vor allen Dingen sage mir, was Dich in dieses Nest verschlagen hat, das der Himmel in seinem Borne gegründet zu haben scheint?“

„Was mich herführt? Das Vergnügen ist es nicht. Die Zeit ist vorüber, wo ich die Welt durchstreifte, um Pflanzen zu suchen und Blumen zu studiren, ich habe jetzt wichtigere Aufgaben zu lösen und andere Studien zu treiben; wie du mich hier siehst, bin ich in politischen Angelegenheiten hier, daß ich es kurz ausspreche: der Wahlen wegen.“

Conrad trat überrascht einen Schritt zurück, denn daß der sonst nur seinen Studien lebende Freund thätigen Antheil an politischen Handeln nehmen könnte, war ihm ebenso neu als unerwartet, und er gab seiner Ueberraschung unverbohlenen Ausdruck. Falk lächelte ruhig.

„Man hat mich eingeladen, in einer Wahlversammlung für den aufgestellten Candidaten zu reden und mir sogar die Ehre erwiesen, mich in das Wahlcomitee zu setzen. Unsere Sache ging auch ganz nach unserem Wunsche, als man plötzlich noch im letzten Augenblicke Dich in unserem Wahlkreise als unseren Gegencandidaten aufstellte und eine Partei für Dich warb. Deshalb komme ich zu Dir. Unsere Ansichten weichen von einander ab, die Parteien, die wir vertreten, stehen sich gegenüber —“

Conrad machte eine ungeduldige Bewegung und wollte etwas erwidern, aber Falk ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Ich komme nicht,“ sagte er, „Dich für uns zu gewinnen, denn wir, wie das ganze Land, kennen Deine politischen Ansichten, ebenso gut, wie wir wissen, was wir von Deiner Consequenz und Energie zu halten haben.“

„Höre auch mich jetzt, Heinrich,“ rief Conrad lebhaft: „Du stehst in den Reihen der Opposition, aber ich mache Dir keinen Vorwurf daraus, denn ich achte jeden Widerspruch, sofern er berechtigt ist.“

„Der unsere ist es!“

„Die Schuld an dem Streit und Hader —“

„Liegt an Euch. Gebt uns, was wir fordern!“

„Unmöglich, Falk!“

„So sagt ihr immer, und enthaltet uns vor, worauf wir ein gutes Recht haben. Aber wozu streiten mit Euch; Ihr laßt Euch nun einmal nicht überzeugen.“

„Nein,“ rief Conrad heftig aus, „Ihr seid unbelehrbar. Was willst Du? Was wollt Ihr? Ihr Leute von der Opposition, kämpft Ihr für das Volk? Ist die Nation nicht bloßer Vorwand für Eure persönlichen Interessen? Du persönlich vielleicht nicht, Du handelst in gutem Glauben; aber die Andern! Und wenn sie egoistisch für sich selber wirken, haben sie vielleicht nicht unrecht, denn das Volk dankt es ihnen nicht, verläßt sie im Augenblicke der Gefahr. Die Geschichte lehrt das. Denke an die großen Männer des Alterthums, hat man sie nicht verbannt, erwürgt, einen Miltiades in das Gefängniß geworfen, den Retter seines Vaterlandes, weil er

einige lumpige Talente nicht zählen konnte? Denk an Sokrates, Themistokles, Camillus, an die armen Narren Masaniello, Rienzi, Egmont —“

Falk unterbrach ihn.

„Undank ist stets der Welt Lohn gewesen, und wer für die Menschheit wirkt, muß auf Dank verzichten. Was ich thue, das thue ich meiner selbst willen, um das Bewußtsein zu haben, daß ich das Gute wollte und nach meinen besten Kräften förderte.“

„Das ist Schwärmerei ohne positiven Gehalt,“ rief Conrad, „alle Menschen sind geborene Egoisten, jeder wirkt, kämpft, duldet im Grunde doch nur für seinen eigenen Vortheil, und das ist auch seine Pflicht. Bedenke das, Falk, gestehe es ein, und dann — verlaß die Leute, die dir niemals danken noch auch nur nützen können, komm' herüber in unser Lager, wo das Recht ist, wo der Lorbeerkranz der Ehre, der Macht Dir winkt. Wir brauchen Kräfte wie die Deinigen, wir brauchen Männer von Talent, schlage ein, da ist meine Hand!“

Falk schüttelte den Kopf und nahm die dargebotene Hand nicht an.

„Von dem, was ich als Recht anerkannt habe,“ sagte er ruhig, „bringst mich selbst Deine warme Rede nicht ab, und so lange Ihr auf Euren Wegen weiter wandelt, werde ich auf den meinigen bleiben.“

„Sie werden Dich in das Verderben führen.“

„Möglich; aber ich schrecke nicht davor zurück, und keine Aussicht auf Macht, Ehre und Gold wird mich von meinem Ziele ablenken. Aber Du, Conrad — und seine Stimme klang dringend, bittend, fast schmerzlich, „laß mich Dir sagen, was meine Freundschaft zu Dir mich sprechen läßt, heute, wo wir uns vielleicht zum letzten Male begegnen: Du ringst nach dem Glück, Du willst in kühnem Fluge zur Sonnenhöhe des Lebens, ein zweiter Ikarus; aber das Glück wird nicht erbeten, nicht geschenkt, nicht errungen, es ist eine Gabe, die sich selber giebt, sich in den Schooß dieses oder jenes Menschen, oft gerade des unwürdigsten, wirft. Kannst Du das leugnen? Nein! — Nun denn, du wilder Jäger, der Du nach dem flüchtigen Phantom jagst, das wie ein Irrlicht über Sümpfen tanzt, was treibst Du das rasende Roß Deines Ehrgeizes über die schwankende Decke des grundlosen Moores — Du wirst darin versinken.“

Conrad fuhr heftig auf und gebot ihm Schweigen, aber Falk ließ sich nicht irren machen.

„Ich habe Dir die Gefahr gezeigt,“ sagte er, „als Freund glaubte ich Dir das schuldig zu sein, und in Gefahr bist Du, oder meinst Du, ich wisse nicht, woher Dein schneller Reichtum stammt, ich wisse nicht, auf welchen Staffeln Du so hoch gestiegen bist, wie Du spekulirst, wie Du Deine

Gunstbezeugungen verwerthet, wie diese Herrn Strauß und —“.

Außer sich vor Erregung rief der Kreispräsident mit heiserer Stimme: „Wer giebt Dir das Recht, so zu mir zu reden?“

„Die Freundschaft, die uns einst verband. Freilich, meine Worte sind kein lockender Sirenenfang, sie sind der grollende Donner, der den sorglosen Wanderer mahnt, rechtzeitig ein schützendes Dach zu suchen.“

Eine edle Röthe färbte das Gesicht des Redenden, der in würdiger, man konnte sagen feierlicher Haltung wie ein Prophet des alten Bundes vor dem ehemaligen Freunde stand und nun tiefbewegt fortfuhr: „Halt ein auf dieser wilden Jagd! Siehst Du denn nicht, wie das Verderben auf schwarzem Kofse Dir zur Seite jagt, wie es seine graufige Hand über Deinem Haupte erhebt, um Dich von der Sonnenhöhe des Lebens in den Abgrund zu schleudern?“

Der Kreispräsident, welchen anfänglich Falks Worte etwas betroffen gemacht hatten, hatte jetzt seine Ruhe wieder gewonnen, und mit kaltem Spotte lobte er den Schwung und die bilderreiche Sprache in des Freundes Rede; dann aber änderte er plötzlich den Ton, und mit Herbeheit fuhr er fort: „Jetzt erst erkenne ich, ein wie gefährlicher Gegner unserer Partei Du bist, aber desto energischer werde ich versuchen, Dich für uns zu gewinnen.“

„Spare Dir diese Mühe,“ antwortete Heinrich fest, „ich würde eher mein Leben lassen, als meine Ueberzeugung. Ich sehe, daß zwischen uns keine Gemeinamkeit mehr möglich ist und nehme es hin, weil ich es nicht ändern kann, aber wenn wir auch Gegner in der Politik sind, lasse uns doch als Menschen miteinander in Frieden bleiben. Und nun gieb mir die Hand!“

Aber Conrad wies die dargebotene Rechte zurück, und mit eifriger Kälte erwiderte er:

„Wer mein Gegner ist, der ist es ganz und überall — und damit wären wir wohl mit einander fertig, Herr Doctor Falk!“

„Ganz wie Sie wünschen, Herr Kreispräsident,“ bemerkte Heinrich mit einer formellen Verbeugung und verließ das Zimmer, um sich in seine Wohnung zu begeben.

„Er ist ein Narr, ein kompletter Narr,“ sagte Conrad und verließ gleichfalls den Raum, tief verstimmt und erregt.

Etwa eine halbe Stunde später trat der Polizeirath in das verlassene Gemach und machte es sich auf dem Sopha bequem, wie ein Mann, der eine anstrengende Arbeit vollendet hat und nun der wohlverdienten Ruhe pflegen will. Ein zufriedenes Lächeln übersog dabei sein Gesicht, wiewohl aber so gleich aus seinen Zügen, als der Kreispräsident erschien. Stürmer sprang auf.

II. 2.

„Hätte ich gewußt, daß Sie anwesend sind,“ sagte er, „so hätte ich mir bereits erlaubt, Sie in Anspruch zu nehmen. Ihre Angelegenheit geht gut, besser sogar, als ich gedacht hatte.“

„Ich fürchte das Gegentheil,“ erwiderte Conrad, „ich hatte eine Unterredung mit dem Doctor Falk.“

„Das weiß ich; weiß auch den Gegenstand derselben.“

„Der Mann ist gefährlich, er kann den ganzen Erfolg unserer Thätigkeit in Frage stellen.“

„Jetzt nicht mehr.“

„Das heißt?“

„Ich habe ihn soeben verhaften lassen.“

„Mensch,“ schrie Conrad auf, „sind Sie toll?“

„Nein; aber vorsichtig.“

„Wie wollen Sie das rechtfertigen?“

„Gar nicht. Der Mann ist vorläufig unschädlich. Morgen ist die Wahl; am Abend ist alles vorüber. Dann läßt man ihn laufen — ein unglücklicher Irrthum, ein Mißverständnis — man bedauert unendlich!“

„Sie gehen zu weit!“

„Besser, als nicht weit genug! Wird Jemand compromittirt, so bin ich es höchstens; Sie haben ja mit der ganzen Angelegenheit nichts zu thun. Sie sehen, ich bin es, der die heißen Kastanien aus dem Feuer holt. Aber nun zu etwas Anderem: Es dürfte Zeit sein, zu dem Notar zu gehen und den Kaufcontract in Ordnung zu bringen. Wichtige Geschäfte soll man nicht aufschieben. Wollen Sie jetzt mit mir kommen?“

Conrad bejahte diese Frage und eilte in sein Zimmer, um sich zu dem Gange anzukleiden.

„Nun ist er ganz in meiner Hand,“ flüsterte Stürmer vor sich hin mit einem triumphirenden Lächeln.

In diesem Momente klopfte es.

„Herein!“ rief Stürmer.

Die Thür öffnete sich, und herein trat Fräulein Meta von Wenkenstern. Der Polizeirath erhob sich respectvoll von seinem Sitze.

„Sie verzeihen,“ begann die junge Dame, „man hatte mir gesagt, daß ich hier den Herrn Banquier Strauß antreffen würde.“

„Bedaure sehr, aber Herr Strauß ist augenblicklich in der Stadt.“

„Das thut mir leid, denn die Angelegenheit, die mich hierherführt, leidet keinen Aufschub.“

„Ich ahne, um was es sich handelt. Herr Strauß ist im Besitze der Wechsel, die Ihr verstorbener Herr Vater einzulösen außer Stande war.“

„So ist es. Ich kam deshalb, um Herrn Strauß, der im Begriff ist, mein Besitzthum an sich zu bringen, zu bitten, die Wechsel zu prolongiren. Für diesen Fall sind meine Verwandte, denen dies jedoch im Augenblicke noch nicht möglich ist, bereit, die

Schuldsumme aufzubringen. Herr Polizeirath, diese Prolongation ist meine letzte, meine einzige Rettung; wenn ich Sie bitten dürfte, für dieselbe bei Herrn Strauß wirken zu wollen!" —

Stürmer zuckte die Achseln.

„Es ist leider zu spät," sagte er, „und weder Strauß noch ich vermögen in dieser Sache noch etwas zu thun. Sie werden sich schon an den eigentlichen Käufer von Feldingen selbst wenden müssen."

Meta war über diese Mittheilung erstaunt und beunruhigt. Wenn Strauß nicht der Käufer war, wer konnte es dann sein? Fragend blickte sie den Polizeirath an, als sich die Thür öffnete und Conrad, zum Ausgehen angekleidet, hereintrat.

„Da ist der Käufer, Herr Kreispräsident Bronker," sagte Stürmer, „ich lasse Sie allein, um die Verhandlung nicht zu stören. Ich habe die Ehre!"

Conrad der Käufer von Feldingen! Wie ein Blitzstrahl hatte die Eröffnung Meta getroffen, und mit Mühe nur vermochte sie sich aufrecht zu erhalten. Und nun war er selber da, dieser Käufer, der ehemalige Jugendgespieler, den sie als Mann gekränkt und verleht hatte; sie hätte wer weiß was darum gegeben, wenn sie in diesem Augenblicke ihm nicht hätte gegenüber stehen brauchen.

Wie erstarrt stand der Kreispräsident da, als er ihrer ansichtig wurde, keines Wortes mächtig.

Meta gewann zuerst ihre Fassung wieder.

„Also Sie, Conrad," sagte sie, „Sie sind der Käufer von Feldingen, Sie sind es, der die Waise aus dem Besizthum ihres Vaters vertreibt?"

„Nicht ich," erwiderte er, „lagen Sie nicht mich an, mein gnädiges Fräulein, erfuhr ich doch selbst erst vor einer Stunde, daß es Ihre Güter sind, die Herr Strauß für mich erworben hat. Nicht ich, sondern der Wille des Schicksals, die Schuld der Ihrigen, die Sorglosigkeit Ihres Vaters und die Verkettung der Umstände treiben Sie aus der Heimath; wer aber kann gegen die Macht der Verhältnisse? Wir sind Spielbälle des Zufalls, machtlose Geschöpfe gegen die zwingende Nothwendigkeit."

Die junge Dame zuckte schmerzlich zusammen. Was dieser Mann da sagte, klang so kalt, so gemacht, war eine Reihe von Phrasen, von denen sein Herz nichts wußte, und sie hatte einen Moment lang eine so ganz andere, wärmere, theilnehmende Sprache von ihm erwartet.

„Ich klage nicht," sagte sie bewegt, „das Unglück ist in unser Haus eingekehrt und treibt nun das Geschlecht, das zwei Jahrhunderte dort geseßen hat, von dannen. Ich danke Gott, daß ich die letzte unseres Namens bin und daß kein Sohn die Schmach des Hauses erlebt. So gehe ich denn ruhig und thränenlos aus dem Hause meiner Väter."

„Sie wollen fort, allein, in die Welt?" rief Conrad erregt.

„Ich bin verwaist und arm," sagte Meta, „aber eines, mein Herr Kreispräsident, habe ich mir im Schiffbruche meines Glückes bewahrt, den Stolz, nicht eiteln Hochmuth. Wenn ich diesen vielleicht einstmals befeßen habe, so bedaure ich das, aber die Fluth der Leiden hat ihn längst hinweggespült. Der Stern meines Hauses ist versunken, der Ihrige ist im Steigen, und möglich mag es ja auch sein, daß Ihr Herz zufrieden dabei ist."

Er wollte sie heftig unterbrechen.

„Verzeihen Sie, wenn ich darin irrte," fuhr sie bewegt und mit tiefer Empfindung fort; „das Unglück macht leicht ungerecht und es ist schmerzlich, aus der Heimath zu scheiden, die Stätte zu verlassen, wo man glücklich war, an welche tausend und aber-tausend Beziehungen und Erinnerungen das Herz fesseln. Dort jene Rose hat man selbst gepflanzt, jenen Baum gepflegt und seine erste Frucht gepflückt, an diesem Teiche brach man als Kind die bunten Blumen, dort sprach man mit den Nachbar-kindern, griff nach dem Schmetterling und jauchzte, wenn der galante Knabe ihn gefangen brachte; unter dieser Linde spielte man vergnügt, das Herz in süße Kinderträume versenkt, und in der Laube dort durchzog der ersten Liebe holde Ahnung das Gemüth —"

Wie von süßen Erinnerungen umfangen hatte Conrad ihren Worten gelauscht, die selige Zeit seiner eigenen harmlosen Jugend mit ihren bescheidenen Freuden, das Heimathsdorf mit seinen ländlichen Reizen waren vor ihm wieder emporgestiegen und hatten sein Herz erweicht.

„Meta!" rief er aus, „welches Paradies lassen Sie in meiner Seele neu erstehen! Habe ich doch alles das selbst durchlebt, war ich doch Ihr Gespieler!"

„Das ist nun vorüber," erwiderte sie, „die nüchterne Wirklichkeit verlangt ihr Recht; die Blumen verwelken, die Schmetterlinge fliehen, die Nachbar-kinder sind groß und klug — und stolz geworden, das alte Schloß ist vom Zahn der Zeit zernagt, der Schlossherr schlummert im kühlen Gewölbe im letzten Schlaf, sie haben den Wappenschild über seinem Sarge zerbrochen, und sein einziges Kind zieht hinaus, und jene Ahnung eines holden Glückes, sie ging nicht in Erfüllung."

Er preßte beide Hände auf das klopfende Herz und rief: „Nein, Meta, nein! Ich will Sie nicht vertreiben, ich gedente der entschwundenen Tage, der süßen Stunden, wo ich noch glaubte und hoffte, wo auch mich eine süße Ahnung erfüllte — Meta, nehmen Sie aus meiner Hand die bleibende Stätte, den Sitz Ihrer Ahnen, lassen Sie mich für Sie sorgen!"

Sie erhob sich stolz und streckte ihm die Hand wie abwehrend entgegen.

„Genug, mein Herr," rief sie, „die Erregung

des Augenblicks reißt Sie fort; aber ich bin ruhiger und gefasster. Aus Ihrer Hand, das werden Sie begreifen, kann, darf und will ich kein Almosen und keine Wohlthat annehmen. In einem Augenblicke jugendlichen Uebermuthes verletzten Sie, und ich habe es bereut, schmerzlich bereut. Sie aber konnten und wollten mir nicht verzeihen, und von da an schied sich unser Weg. Doch wozu davon reden! Ich danke Ihnen für Ihr Anerbieten, denn ich glaube, daß es Ihnen mit demselben Ernst war und daß Sie wirklich Freundschaft für die Gespielin Ihrer Jugend empfanden, aber — verzeihen Sie mir, Conrad, und ihre Stimme wurde weich und zitterte — „ich bin zu stolz, um auf die edle Regung Ihres Herzens zu — spekuliren. Lassen Sie uns scheiden, ziehen sie ein in das Schloß meiner Väter, führen Sie Ihre junge Gattin an den traulichen Kamin, an welchem wir beide so oft gegessen haben, werden Sie glücklich mit ihr, und — — wenn Zufall oder Neugier Sie einmal hinabführt in jenes Gewölbe, wo die Meinigen schlafen, wenn dann Ihre Gemahlin sich ängstlich an Ihre Schulter schmiegt, dann Conrad, nicht wahr, dann denken Sie wohl auch einen Augenblick an die Freundin Ihrer Jugend? Leben Sie wohl!“

Bevor Conrad noch zu erwidern vermochte, hatte Meta die Thür geöffnet; als er aber, tief erschüttert und leidenschaftlich zu ihr eilte, als er sie mit bittenden Worten zurückhalten wollte, schüttelte sie leise das Haupt und schritt bewegt aus dem Zimmer. Conrad brach wie vernichtet zusammen und schluchzte wie ein Kind.

„Sie liebte mich, und ich habe es nie geahnt,“ stöhnte er schmerzlich, „sie geht, und ich habe sie vertrieben! Das ist ein theurer Preis für Glanz und Glück!“ —

Lange hatte er, in dumpfes Sinnen versenkt, so dageessen, als endlich Stürmer mit Strauß zurückkehrte. Er mußte sich gewalttham aufraffen, um diesen beiden Männern seine Stimmung nicht zu verrathen, und es gelang ihm, seine Ruhe wieder zu gewinnen, seine Aufregung zu bemeistern und sich selbst zu überreden, daß er sich von seinen Gefühlen zur Unzeit habe hinreißen lassen. So war es ihm denn auch recht, daß die beiden mit ihm zum Notar eilten, und mit fester Hand unterzeichnete er dort den Contract, der ihn zum Besitzer der Herrschaft Feldingen machen sollte.

Am Nachmittage des nächsten Tages fuhr er mit seinen beiden Begleitern nach Schloß Feldingen hinaus. Es war ein herrlicher Octobertag, die Luft klar und ziemlich warm, das Laub auf den Bäumen meist noch grün, und leise bewegten sich die Blätter im goldenen Sonnenlichte.

Was hatte der vorige Tag dem jungen Manne, der dort in der leichten Chaise dahinrollte, alles

gebracht, welche Gefühle, Gedanken, Erinnerungen und Ereignisse hatten ihn umstürmt, wie weit war er dem glänzenden Ziele, daß er sich gesteckt hatte, näher gekommen! Diese Felder, Wiesen und Wälder, die er so wohl kannte, die er als armer Knabe einst sorglos durchstreift hatte, sie sollten fortan ihm gehören, jenes Schloß dort auf der Anhöhe, die er so oft emporgestiegen war, sollte er bewohnen — es war ein Gedanke, der den Sinn befruchtete, das Herz erfreuen konnte, und dennoch empfand er keine Freude, keine Befriedigung und nahm an der Unterhaltung seiner Reisegefährten fast gar keinen Antheil, so lebhaft dieselbe auch geführt wurde.

Endlich war das Schloß erreicht. Der Verwalter empfing die Ankommenden sehr devot und verbogte sich unzählige Male vor dem gestrengen Herrn Kreispräsidenten, den er auf Verlangen dann mit Stürmer und Strauß überall umherführte. Das gnädige Fräulein, so meldete er auf Befragen, war ausgefahren. Die Besichtigung dauerte nicht lange; Conrad sehnte sich hinweg, und bald saß man wieder im Wagen, um nach seiner Heimath hinunter zu fahren, wo er dem Vater einen Besuch abzustatten gedachte, bevor er wieder in die Residenz zurückkehrte. Vor dem Lehrers Hause stieg er ab; Stürmer und Strauß fuhren nach Weidenfeld zurück, da Conrad erklärte, erst am Abend nachkommen und die nicht lange Strecke zu Fuß zurücklegen zu wollen. — Dann war auch der Wahltag vorüber, dessen Ausgang der Kreispräsident nicht in der Stadt abzuwarten wünschte.

Der Vater und Bärbi empfingen ihn in der Wohnstube.

„Da ist er ja, der gewaltige Herr Kreispräsident,“ sagte Bronker scherzend zu Bärbi.

„Habt Ihr denn gewußt, daß ich kommen würde?“ fragte Conrad.

„Wir hörten, daß Du drüben in Weidenfeld warst; nun, da dachten wir uns schon gleich, daß Du uns nicht vergessen würdest und daß wir die Ehre haben würden, den Herrn Kreispräsidenten bei uns zu sehen.“

„Ja,“ sagte Bärbi, „die Buben und Dirnen im Dorfe können es gar nicht aufkriegen, daß Du so etwas Großes geworden bist und gar mit unserm gnädigsten Herrn Fürsten sprechen und ihm Deine eigene Hand geben darfst.“

„Ich habe allerdings manches erreicht,“ sagte Conrad, und ein zufriedenes Lächeln flog einen Moment hindurch über sein Antlitz, „aber glaubt mir, wenn das Glück mich auch begünstigt hat, der Weg zur Größe geht über scharfe Dornen und spitze Steine.“

„Glaub's schon,“ rief Bronker, „ich weiß, was es heißen will, im Leben etwas durchsetzen, habe

es auf meinen bescheidenen Wegen auch kennen gelernt und des Tages Last und Hitze oft getragen, daß ich schier ermattet umgefunken bin, aber man muß sich in Geduld fassen und sich mit dem Worte des Apostels trösten, daß selbst das köstlichste Leben nur Mühe und Arbeit ist."

"Gelt, das ist wahr," sagte Bärbi, während sie emsig bemüht war, den Tisch zu decken und dem willkommenen Gäste einige Erfrischungen darzubieten, „und deshalb, Conrad, solltest Du einmal zu uns herauskommen, in's Freie, in unser Dorf, wo die Luft rein und besser ist, als in den engen Häusern Eurer Stadt, und wo die Menschen nicht so falsch und gottlos sind. Seit Du so ganz fort bist und Dich nie mehr sehen lässest bei uns und Umgang hast mit so vielen schlimmen Menschen, da denke ich oft, Du könntest verdorben werden, und dann ist es mir just so, als müßte ich hin zu Dir und auf Dich acht geben."

Das harmlose Geplauder des jungen Mädchens berührte ihn unangenehm; er fühlte sich verlegen und wußte nicht, was er Bärbi antworten sollte und sagte ausweichend:

"Ich kann es mir denken."

"Mitunter," plauderte sie unbefangen weiter, „fürchte ich mich fast vor Dir und meine, Du seist ein Fremder und gar nicht mehr der Conrad, mit dem ich durch Feld und Wald gelaufen bin. Tzesses, wenn ich Dich mir vorstelle mit dem Frack und mit der Masse blanker Orden auf der Brust, da glaub' ich manchmal, ich gehörl' gar nicht mehr zu Dir."

Conrad versuchte zu lachen, aber es wollte ihm nicht gelingen.

"Die Zeiten ändern sich eben," sagte er, „und wir mit ihnen, das haben schon die alten Römer behauptet; andere Umstände, Pflichten, politische Constellationen — doch das verstehst Du nicht, Bärbi, das sind Dinge, die Dir fern liegen."

Der Alte sah den Sohn verwundert an; er konnte sich in sein verändertes Wesen nicht mehr hineinfinden. Alles, was Conrad sagte, war so kalt, so gleichgültig, sein Benehmen gegen Bärbi eigenthümlich verlegen, und der Vater erkannte bald, daß hier nicht alles war, wie es sein mußte und sollte. Aber er war auch fest entschlossen, seinen Sohn zum Reden zu bringen und Klarheit über seinen Zustand und seine Absichten zu erlangen.

Bärbi hatte inzwischen unbefangen weiter-

geplaudert. „Ich habe schon oft gedacht," sagte sie, „wie sauer es mir wohl werden wird, mich in der großen Stadt unter den feinen Damen zurecht zu finden, die so klug und so schrecklich vornehm sind, aber ich mein', der liebe Gott hat den Mädeln vom Lande auch ein bißel Verstand gegeben, und damit läßt sich wohl schon zurecht kommen. Meinst Du nicht?"

Er zuckte die Achseln: „Die Formen der guten Gesellschaft zu beachten, ist nicht eben leicht für denjenigen, der nicht von Jugend auf daran gewöhnt ist, und nichts Schlimmeres giebt es, als sich lächerlich machen."

Das junge Mädchen wurde nachdenklich, der Vater aber erfaß eine passende Gelegenheit, den Sohn einen Augenblick bei Seite zu nehmen und mit ihm zu reden.

"Was ist Dir, Conrad," fragte er sorglich, „Du bist ja heute so seltsam, als ob Dir irgend etwas das Herz bedrückte, und wie kalt und herzlos ist Dein Benehmen gegen Bärbi!"

"Wenn man, wie ich, mit Geschäften überhäuft ist," entgegnete Conrad, „so fehlt es natürlich auch nicht an allerlei Verdrießlichkeiten und Aufregungen, und deren habe ich zumal in den letzten Tagen ungewöhnlich viele durchzumachen gehabt."

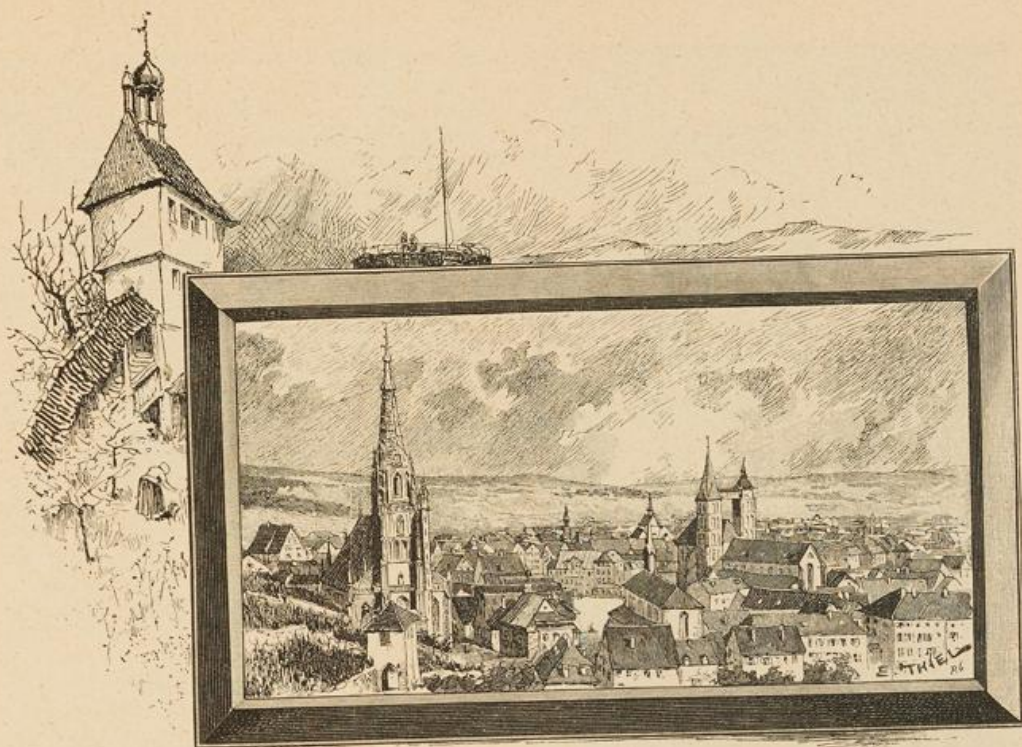
"Das magst Du einem Andern vorreden," sagte Bronter, „aber nicht mir, der Dein ganzes Wesen seit Deiner Geburt so genau kennt. Du hast etwas auf dem Herzen, das Dich bedrückt, und hinter dieser zur Schau getragenen Maske des Glückes birgt sich irgend ein Weh. Mein Sohn," fuhr er fort, als er sah, daß Bärbi inzwischen das Zimmer verlassen hatte, „Du bist in kurzer Zeit ungewöhnlich hoch gestiegen zum Erstaunen aller. Höre, Conrad, mich beschleicht ein seltsamer Argwohn, und eine ernste Frage drängt sich auf meine Lippen, die Du mir jezt klar und recht beantworten sollst: Hast Du Alles, was Du erreicht hast, auf ehrliche Weise und auf geradem Wege erworben?"

„Des Lebens Bahnen sind oft wunderbar, und des Menschen Wille vermag nicht immer, sie sich vorzuzeichnen," erwiderte er ausweichend. Aber sein Vater beruhigte sich bei diesen Worten nicht.

„Das ist keine Antwort auf meine einfache Frage, mein Sohn; gib mir ohne Winkelzüge Bescheid: Ja oder nein?"

(Schluß folgt.)





Eßlingen.

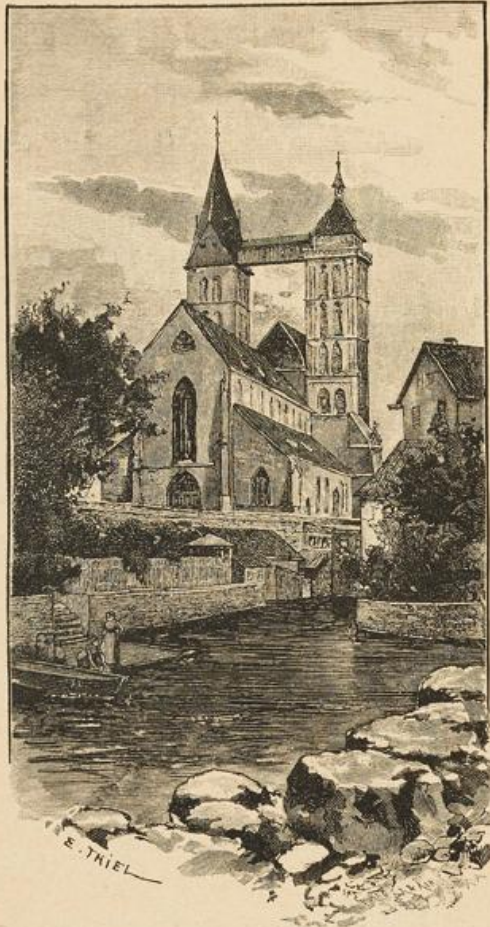
Von
Th. Stromer.

Mit Original-Illustrationen von E. Thiel.

In schöner Gegend am Neckar, 14 Kilometer süd-östlich von Stuttgart, liegt die ehemalige freie Reichsstadt Eßlingen, die den vorüberfahrenden Reisenden gar freundlich zu einem Besuch einladet. Von Weingeländen und Obstgärten umgeben, ist sie mit ihren alten Mauern und Thürmen eine der interessantesten Städte Süddeutschlands, welche näher kennen zu lernen wohl der Mühe lohnt.

Freilich vermag Eßlingen sich mit Nürnberg, dieser Perle unter allen altdeutschen Städten, nicht zu vergleichen. Aber es bietet doch so manche Sehenswürdigkeiten, deren Anblick lebendig an längst vergangene Zeiten erinnert. Da ist zunächst die St. Dionysiuskirche, eine Basilika im Uebergangsstyl, die im 11. Jahrhundert gegründet, später theilweise umgebaut wurde und einen schönen Lettner sowie ein Sakramentshäuschen aus dem Jahre 1486 besitzt. Mit der Geschichte der Stadt eng verwachsen, hat sie eine ganze Reihe von Geschlechtern entliehen und vergeben sehen. Nicht minder interessant ist sodann die von 1421—1522 im spätgothischen Styl

erbaute Liebfrauenkirche, deren Portale mit trefflichen Sculpturen geschmückt sind. Auch die frühgothische St. Paulskirche, die, 1268 vollendet, jetzt dem katholischen Cultus dient, zählt zu den merkwürdigen Gebäuden. Unter den Profanbauten nimmt das alte Rathhaus den ersten Rang ein. Einst das „steinerne Haus“ genannt, zeigt es eine imposante Giebelfront, die von einem Kronbaldachin mit Thürmchen und Wetterfahne überragt wird. Diesem 1430 errichteten Gebäude gegenüber erhebt sich das neue Rathhaus, welches früher das Schloß des Grafen Alexander von Württemberg war. Obgleich ebenfalls ein stattlicher Bau, erscheint es doch bei Weitem nicht so malerisch wie sein älterer Nachbar. Ueber der Stadt thront die ehemalige kaiserliche Burg Perfried, die von ihrem mächtigen Eckthurm eine herrliche Aussicht bietet. Noch sei hier als besuchenswerth der Maille gedacht, einer Neckarinsel mit hübschen Anlagen, auf welcher dem Historiker Karl Pfaff eine Erzbüste errichtet ist.



St. Dionysius. Abend.

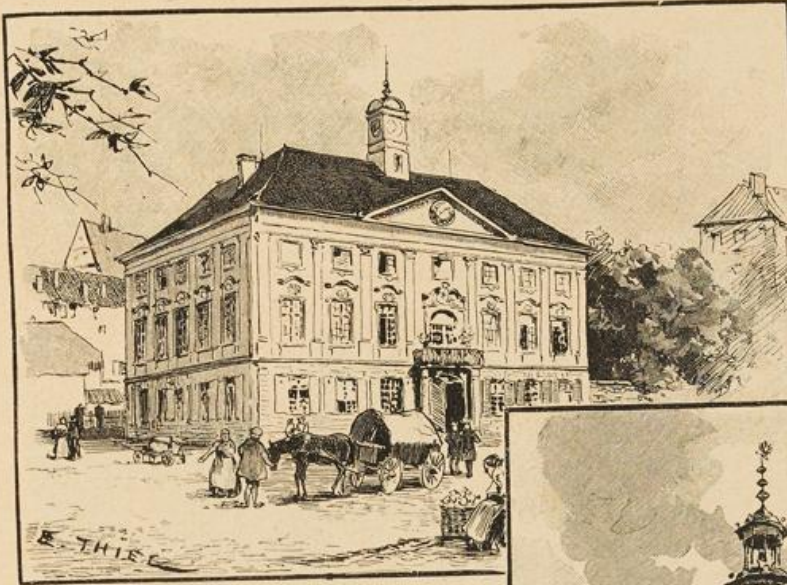
Außer diesen Hauptschenswürdigkeiten besitzt Eßlingen in seiner Umgebung viele anziehende Punkte, so daß sowohl der Liebhaber des Alterthums wie der Naturfreund sich gern gefesselt fühlen. Sodann aber kredenzt man hier jenen perlenden Neckarwein, der sich mit Recht eine allgemeine Beliebtheit erworben hat. Ferner wirkt auch der schwäbische Volkscharakter ungemein anheimelnd. Es liegt eine Mischung von Biederkeit und Treuherzigkeit in demselben ausgeprägt. Wer endlich Gelegenheit hat, die Volkstrachten vom Lande zu sehen, der wird diese Gegend nicht verlassen, ohne eine Fülle neuer Eindrücke in sich aufgenommen zu haben.

Wie so manche andere Stadt Süddeutschlands, hat auch Eßlingen eine sehr bewegte Vergangenheit, aus welcher hier nur einige Momente hervorgehoben sein mögen. Wann es entstanden, ist unbekannt; doch behauptet ein Chronist, allerdings etwas ge-

wagt, daß Eßlingen schon lange vor Christi Geburt ein bedeutender Ort gewesen sei, den selbst Julius Cäsar, „als er sonst in Deutschland viel Tapferes gethan,“ nicht habe bezwingen können. Von solch' hohem Alter sind aber keine Spuren mehr zu finden. Auch der Name gehört einer späteren Zeit an, denn das Aescalingium des Ptolemäus, welches einige Geschichtschreiber für identisch mit Eßlingen halten, lag jedenfalls nicht am Neckar, sondern höchst wahrscheinlich in der Nähe von Minden an der Weser. So bleibt als Anhaltspunkt nur die neuere Benennung, die in der lateinischen Schreibweise Hetsilinga zuerst um die Mitte des siebenten Jahrhunderts auftaucht. Freilich ist damit nicht ausgeschlossen, daß der Ort bereits lange vor dieser Zeit existirt haben kann, ohne geschichtlich erwähnt worden zu sein. Keller, der Verfasser einer Geschichte von Eßlingen, stellt sogar die Hypothese auf, daß die frühere Bezeichnung Hetslingen vielleicht von Attila herrühre, der in der deutschen Heldensage befanntlich den Namen Hengel führt — eine Vermuthung, die, wenn sie sich bestätigte, Eßlingen noch um beinahe zweihundert Jahre älter erscheinen lassen würde.

Nach jener ersten Erwähnung verschwindet Eßlingen aus der Geschichte und tritt aus dem Dunkel erst wieder hervor im Jahre 1077, in welchem hier ein Reichsconvent abgehalten wurde. Obgleich noch nicht Stadt, war der Ort damals doch gewiß schon von einiger Bedeutung. Das Stadtrecht erhielt Eßlingen im Jahre 1200 von Otto IV., nachdem ihm bereits vier Decennien zuvor Friedrich I. die Reichsfreiheit verliehen hatte. Darauf umgab es Kaiser Friedrich II. mit Mauern und Gräben, innerhalb deren sich zu den Schlössern und anderen Gebäuden bald noch ein Ritter- oder Rathhaus, sowie mehrere Klöster gesellen. Das Stadtoberhaupt hieß in schwäbischer Mundart Burgermeister, nach den Burgherren oder burgfähigen Männern, aus deren Mitte es gewählt wurde. Da das Gemeinwesen ursprünglich aus den hier begüterten Adelsgeschlechtern bestand, so lag auch die Stadtregierung in den Händen des Adels. Es gab übrigens damals noch keine Bürger im heutigen Sinne des Wortes, sondern nur adelige Gutsherren und Leibeigene, welsch' letztere unfähig waren, ein freies Eigenthum an liegenden Gründen zu besitzen. Weinberge, Acker, Wiesen und andere Feldgüter wurden entweder im Namen und auf Rechnung des adeligen Besitzers von dem gemeinen Mann bebaut, oder ihm gegen einen gewissen Theil des Ertrages überlassen. Als dann der Adel hier und dort allmählich verarmte, konnte man solche Feldgüter käuflich erwerben, wodurch der Grund zu der späteren städtischen Bürgerfreiheit gelegt wurde.

Unter mancherlei Schicksalen wuchs Eßlingen



Das neue Rathhaus.

empor zu der hervorragenden Rangstellung, die es als freie Reichsstadt länger als ein halbes Jahrtausend behauptet hat. Zu Anfang des Jahres 1360 hielt Kaiser Karl IV. hier einen Reichstag, während dessen in der Bevölkerung ein Aufstand ausbrach. Die Veranlassung dazu gab eine mißfällige Aeußerung des Kaisers über die große Unordnung, welche sich aus der ersten Regimentsverfassung der Stadt sollte ergeben haben. Dies erweckte bei den Zünften, die durch jene Constitution viele Rechte gegen den Senat und Adel erlangt hatten, die Befürchtung, daß sie ihrer Freiheiten wieder verlustig gehen könnten. Durch aufrührerische Reden erhist, rotteten sie sich zusammen und drangen mit bewaffneter Hand in das Barfüßerkloster, in welchem der Kaiser soeben Sitzung hielt. Hier überfielen sie ihn mit den schimpflichsten Schmähworten und machten dann Miene, sich an seiner Person zu vergreifen. In seiner Noth rettete sich der Monarch durch einen Sprung aus dem Fenster in den Klostergarten, worauf er durch das Wolfsthor aus der Stadt entstoh. Um diese Schmach zu rächen, beauftragte der Kaiser den Grafen Eberhard von Württemberg, Eß-



Rathsherren verschiedener Jahrhunderte.



Das alte Rathhaus.

lingen zu züchtigen. Letzterer belagerte die Stadt und zwang sie, mit der für die damalige Zeit ungeheuren Summe von 100,000 Gulden den Frieden zu erkaufen.

Im folgenden Jahrhundert tritt Eßlingen ge-

schichtlich besonders dadurch in den Vordergrund, daß hier 1488 der Schwäbische Bund errichtet wurde. Das nächste Ereigniß von Bedeutung ist die Einführung der Reformation. Nachdem bereits im Jahre 1522 der Eßlinger Augustinermönch Michael Stiefel durch Wort und Schrift eifrig für die Verbreitung der neuen Lehre gewirkt hatte, wurde Am-

wegen Eurer Schrift erfreut, daß ich merke, wie Euer Herz und Muth von Gottes Gnaden geneigt ist zu der Vergleichung unter uns, damit das Aergerniß des Zwiespalts ein Ende kriegen. Unser lieber Herrgott bestätige in Euch solche Gnade, und Ihr sollet es dafür halten, daß ich mit Gottes Hülfe mich in allen Dingen, so möglich sind, un-

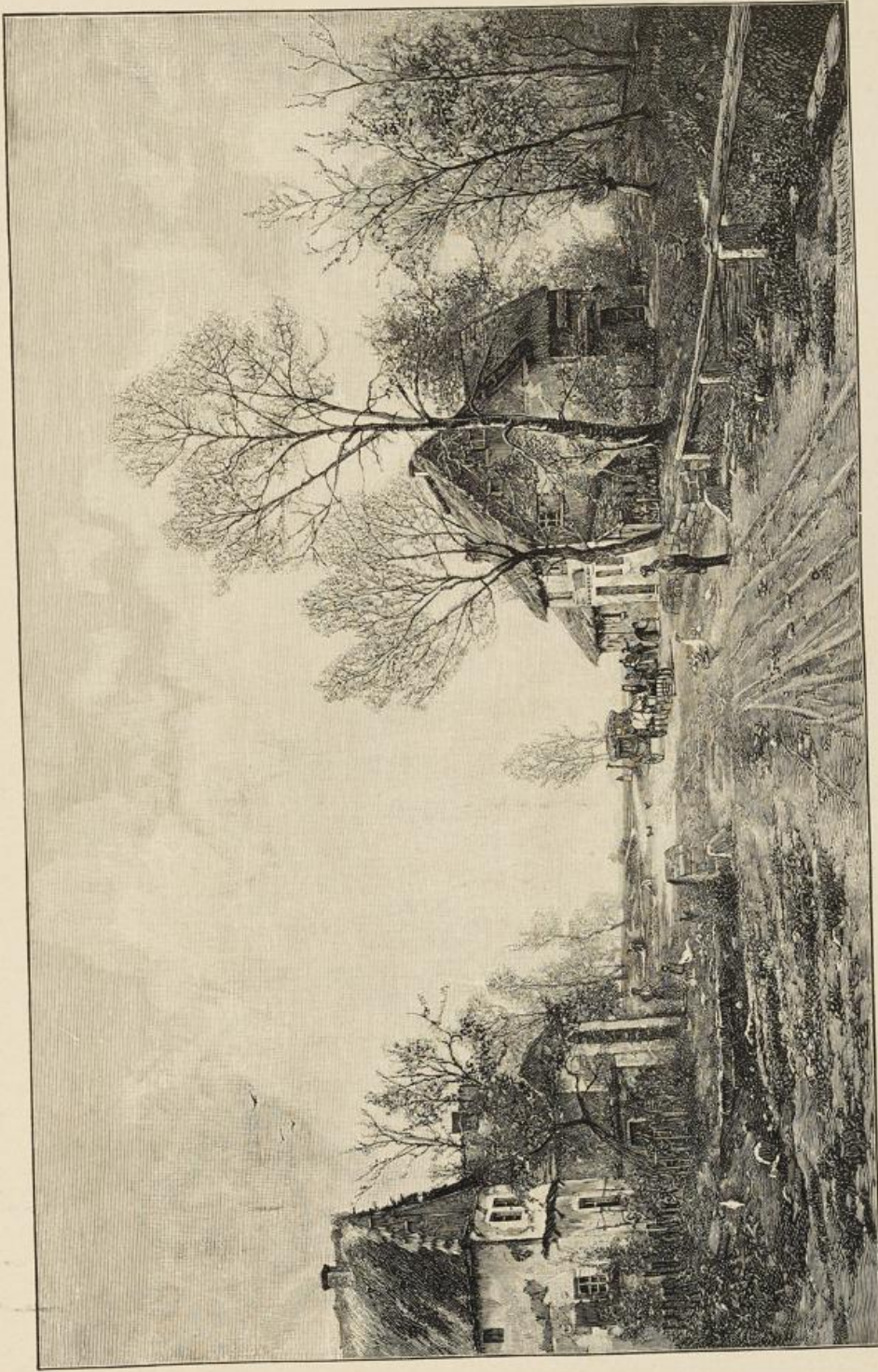


An einem Aekkararm bei der sogenannten Maille (Ball mahl Spiel).

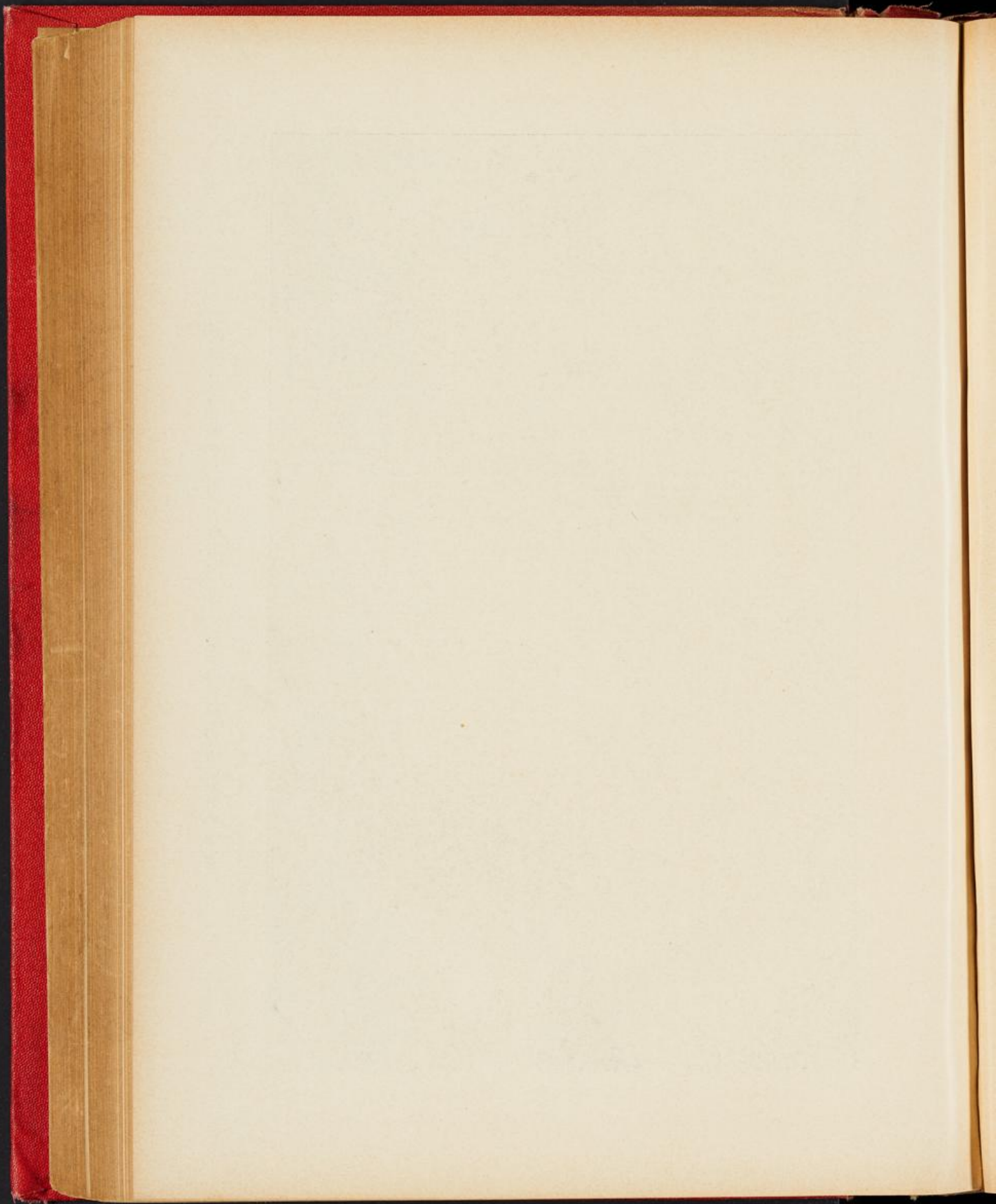
brosius Blaurer aus Constanz 1531 nach Eßlingen berufen, um hier das Reformationswerk durch öffentliche Predigten fortzusetzen. Man hob die Messe auf, zerstörte die Bilder und zog die Klöster ein. Einige Jahre darauf entstand in Eßlingen eine religiöse Gährung. Es handelte sich darum, ob Zwingli oder Luther die Oberhand in Glaubenssachen haben sollte. Die Stadtobrigkeit wandte sich dieserhalb in einem Schreiben an Luther, welcher ihr Folgendes erwiderte:

„Gnade und Friede in Christo! Ehrbare, Fürsichtige, liebe Herren und Freunde! Ich bin von

gespart finden lassen will: denn ich in solcher Hoffnung bin, daß Gott solchen Spalt und Riß hat lassen unter uns kommen, daß wir versucht und gedehmüthigt würden. Er kann aber aus dem Bösen alles gut machen, wie er aus nichts alle Dinge schafft. Ich bitte derothalben, Ihr wollet so fortfahren, helfen beten und trachten, damit solche Einigkeit fest und beständig werde, und dem Teufel sein Rachen verstopft, der sich solcher Uneinigkeit hoch gerühmt, und gleich »Qui gewonnen!« geschrieben hat. Ich habe den anderen Städten und Predigern geschrieben, daß sie berathschlagen sollen,



Kleine Poststation in Thüringen. Nach dem Gemälde von Paul Tübbecke.



obs nicht nöthig wäre, daß wir Prediger zusammenkämen an einem Ort, um mündlich hiervon und von anderen Sachen zu reden. Solches stelle ich Euch in Euer Bedenken, und Ihr werdet mit den Andern wohl davon wissen zu handeln, und es uns wissen lassen. Ich befehle Euch hiermit dem lieben treuen Gott ewiglich. Amen. Wittenberg, 4. Oct. 1535. Euer willigster Martinus Luther."

Eßlingen hatte hierauf 1536 den Stadtpfarrer Jacob Otter zu Luther geschickt, um die Art von Uebereinkunft (*modum concordiae*) anzunehmen, die letzterer den oberdeutschen Städten bewilligte.

Aus der späteren Geschichte verdient zunächst Erwähnung, daß im Jahre 1555 das Kammergericht von Speier interimistisch nach Eßlingen zog, weil in ersterer Stadt die Pest ausgebrochen war. Ebenfalls wegen der Pest wurde 1566 und 1571 die Universität von Tübingen nach Eßlingen verlegt, wo, wie Professor Crusius bemerkt, „in dieser Zeit das Frauenzimmer mehr Feinheit in Sitten und mehr Zierlichkeit in Kleidung lernte“. Während des dreißigjährigen Krieges hatte auch Eßlingen schwere Lasten zu tragen, die, von den directen

Kosten und zahllosen Einquartierungen ganz abgesehen, allein an außerordentlichen Contributionen und Geschenken, durch welche man Plünderung und Verheerung abzuwenden suchte, 1,200,000 Gulden betrug. Als dann gegen Ende des Jahrhunderts die Franzosen zweimal in das Reich gefallen waren, berechnete Eßlingen seinen durch diese Einfälle erlittenen Schaden auf 442,528 Gulden. Eine andere Heimsuchung brachte das Jahr 1701, in welchem am 25. October im südlichen Theile der inneren Stadt ein Feuer ausbrach, das zweihundert Gebäude in Asche legte. Endlich sei noch jenes Treffens gedacht, welches am 21. Juli 1796 zwischen Oesterreichern und Franzosen bei Eßlingen stattfand. Nachdem Eßlingen darauf in den Württembergischen Frieden mit aufgenommen worden war und als Contribution 253,000 Gulden beizusteuern hatte, verlor es durch den Lüneburger Friedensvertrag seine Reichsfreiheit und kam mit seinem Gebiete 1802 an Württemberg. Jetzt ist Eßlingen eine bedeutende Industriestadt, die auch durch ihren beträchtlichen Obst- und Weinbau, sowie ihre Schaumwein-Fabrikation große Einnahmen erzielt.



Das Fest der Blumen im Wiener Prater.

Von

A. G. von Suttner.

Bei welchen Blumen soll ich beginnen? Bei jenen, die in reichen Girlanden die Außenseite der Wagen umrankten, — die, zu riesigen Sträußen vereint, an Stelle der Laternen prangten, — die, leuchtend im dunklen Tanneureisig oder Blattwerk vertheilt, duftende Lauben bildeten, oder in farbenschillernden Kaskaden über die Rückseite der Wagen herabrieselten? — Nein, diesen Blüthen gebührt nicht der erste Platz; sie waren dem Tode geweiht, — sie bluteten und seufzten und hauchten unter den stürmischen Beifallsrufen der Menge ihren letzten Athemzug aus, — während ihre glücklicheren Schwestern, strahlend in den verschiedensten Farben zarter Frühlingskleider, das Lächeln der Lebensfreude auf den Lippen, an unseren kritischen Augen vorbeizogen und den Wienern die beruhigende Versicherung gaben, daß die herrlichsten Blumen, — die schönen Frauen und Mädchen Wiens nicht ausgestorben sind.

Wäre ich jünger, und fühlte ich mich berechtigt, über Frauenschönheit in leidenschaftliche Ekstase zu gerathen, ich müßte euch eine Hymne singen, all ihr Rosen, Weilchen, Maiglöckchen und — Vergißmeinnicht in Frauengestalt, allein die Laute muß ruhen, und — ihr braucht mich auch wahrscheinlich nicht, . . . der Spiegel sagt's euch ja zur Genüge, und am Troubadour wird es sicherlich auch nicht fehlen, der die Reize seiner Herrin schon längst besungen und der Welt ihre Pracht verkündet hat! —

Blumencorso! Dieses Wort war in den letzten Tagen auf Aller Lippen, ohne daß man sich davon eine rechte Vorstellung machen konnte. Wohl hatten einzelne waghalsige Wiener, die sich schon einmal über Schönbrunn hinausgetraut, solchen Festlichkeiten im Lande der Blumencorso's, in Italien, beigewohnt, — aber für die große Masse enthielt das Wort einen ungekannten Zauber, auf dessen Lösung man vor Spannung förmlich zitterte. —

Schon am Morgen des ersten Festtages konnte man verschiedene Fiaker bemerken, deren Gespann und Wagen mit Blumen geschmückt, in stolzem

Schritt die Stadt durchzuziehen, und diesen schon wurden laute Beifallsrufe zu Theil. „Der ist schön!“ — „Bravo!“ — „Vivat!“ solche und andere Kundgebungen wurden laut und verständißvoll blinzeln nickte „der festsche Kolde“ oder „der schneidige Franzl“ von seinem erhabenen Sitze aus den Bewunderern zu und beantwortete wohl auch zeitweise die Zurufe mit einer drastischen Bemerkung, denn der Wiener Fiaker steht mit seinen Mitbürgern auf kameradschaftlichem Fuße, — er ist ein Mitglied dieser eine Million Köpfe zählenden Familie, die in Freud und Leid gemeinschaftliche Sache zu machen gewohnt ist. —

Was aber eigentlich ein Blumencorso sei, das sollte man erst zu vorgerückter Nachmittagsstunde im Prater selbst erfahren. —

Schon um Mittag herum zogen die Karawanen aus: Tramway, — Dampfschiffe, — Eisenbahn beförderten jene Massen hinab, die ihre Glieder schonen wollten, um die ganze Kraft für das stundenlange Stehen und Umherrennen im Prater aufzubewahren. — Nichtsdestoweniger gab es auch förmliche Prozessionen von Fußgängern, welche theils freiwillig, theils gezwungen den weiten Marsch unternahmen. Die Wiener Tramway huldigt ja bekanntlich dem absolutistischen Prinzip, daß nicht sie zur Bequemlichkeit des Publikums da sei, sondern umgekehrt dieses zur Bequemlichkeit der Tramway; soweit die Waggons reichen, werden bennach diese vollgestopft (es fehlt nur noch die Einführung hydraulischer Pressen bei den einzelnen Wagen) — und die Fahrbedürftigen müssen, wenn sich eben kein Platz mehr für sie findet, einfach zu Fuße gehen, — so will es einmal der hohe Rath der löblichen Wiener Pferdebahn. Hin und wieder wagt wohl die Behörde eine schüsterne Bemerkung, aber gefährlich ist's, den Leu zu wecken, — der Krieg wird dann ohne Umstände erklärt und man möge sich im Auslande nicht wundern, wenn eines Morgens die Sensationsdepeschen über die Grenze laufen: „Die Tramway hat über die Stadt Wien den Belagerungszustand verhängt!“ —

Zum Glück gab es einsichtsvolle Fiaker, welche solche, die frühzeitig an Ort und Stelle sein wollten, nach der gewöhnlichen Taze an ihr Ziel beförderten; nur jene, welche am Corso selbst in blumengeschmückten Wagen theilzunehmen wünschten, mußten bereit sein, dieses Vergnügen mit fünfzig und auch mit hundert Gulden zu bezahlen. — Es fanden sich Viele, die sich diesen Spaß erlauben konnten, — jedenfalls ein Zeichen, daß das Gerücht über den finanziellen Untergang Wiens verfrüht ist. —

Einzelne Hausbesitzer der Leopoldstadt hatten mit anerkennenswerthem Eifer das Ihrige dazu beigetragen, um der Straße, welche die Wagenzüge passieren sollten, ein festliches Aussehen zu geben; durch besonders geschmackvolle Decorationen thaten sich das Hôtel Kronprinz und das Hôtel Europe hervor; auch die Front des Carltheaters war mit reichen Festons und Guirlanden behangen. Im Prater selbst hatte man natürlich die kleinste Bude mit Blumen ausstaffirt und sogar die umherziehenden Backwerkverkäufer trugen an ihren „Bregelstangen“ einen Strauß, oder hatten eine Rose hinter's Ohr gesteckt.

Schon in der ersten Nachmittagsstunde herrschte allenthalben im Grünen ein ungewöhnlich reges Leben, das von Minute zu Minute zunahm, um gegen vier Uhr den Culminationspunkt zu erreichen. Militärbanden und Zigeunerorchester lockten die musikliebenden Wiener nicht weniger in die zahlreichen Restaurants, als die stattlichen Reihen von Bierfässern, denen unaufhörlich das schäumende Raß entzogen wurde. Dreimalhunderttausend Reihen! Welche Massen sind die im Stande zu verschlucken, wenn die Maiensonne mit Julihitze herunterbrennt und der Staub die Luft in einen grauen Nebel verwandelt! Das wäre für Zola's Meisterfeder eine Gelegenheit gewesen, den Ventro de Vienne zu studiren und zu beschreiben; den Ansturm all' der Durstigen, die bereit gewesen wären, sich unter's Faß zu legen, um die Labung direct zu empfangen, da es nicht selten an Gläsern mangelte, — das Flehen der Hungernden, um ein Stückchen Fleisch, oder doch wenigstens Käse und Brot zu erlangen, — dazu die ununterbrochenen Zuzüge faßbeladener Bierwagen, die nicht rasch genug ihres Inhalts entledigt werden konnten, um all' den Lechzenden und Keuchenden die ersehnte Labung zu schenken!

Wer glücklich den Durst gestillt hatte, stürmte nun davon, um sich womöglich noch ein Plätzchen zu sichern, von dem aus er den Blumencorso mit Andacht genießen konnte. Fünf, sechs, sieben Köpfe hoch stauten sich die Reihen zu beiden Seiten der Hauptallee und zogen sich vom Anfang des Praters bis über das Rondeau, — also eine Strecke von gut fünf Kilometer Länge fort. — Dabei sandte

die Sonne ihre sengendsten Strahlen herab, gegen welche diesmal nicht einmal die dichtbelaubten Kastanienbäume genügenden Schutz zu gewähren vermochten; die Gesichter glühten, die Schweißtropfen rieselten ununterbrochen über Stirn und Wange, es war, wie wenn diese enorme Menschenmenge damit beschäftigt wäre, den Kessel einer Riesendampfmaschine zu überwachen und deren Feuer zu schüren. — Doch alles das vermochte nicht die gute Laune der Leute zu trüben, unter denen die Meisten schon seit etlichen Stunden diese Glühitze und das Drängen der hinteren Reihen in engelgleicher Geduld über sich ergehen ließen. — Man lachte, scherzte, plauderte und verlor keinen Augenblick den „Humor“, den der Wiener bei solchen Gelegenheiten mit Vorliebe entwickelt; ja, einzelne Leute in der ersten Reihe waren gutmüthig genug, fremde Kinder, die kaum dem Säuglingsalter entwachsen waren, auf den Arm zu nehmen, ein Act, zu dem eine große Dosis von Herzensgüte und Selbstverleugnung gehörte. —

Einzelne Gefährte, meist Miethwagen, waren frühzeitig erschienen, um die Allee in raschem Tempo zu durchrollen, bald hieß es aber die Eile hemmen, denn der Andrang der Wagen wurde immer stärker, so daß endlich der Fahrweg von vier Reihen, die im Schritt fahren mußten, eingenommen war. — Nach polizeilicher Zählung nahmen über vierthausend Equipagen an der Festfahrt theil, — hätte man also alle diese Gespanne in eine Linie gestellt, man würde eine Wegstrecke von etwa 20 Kilometer damit ausgefüllt haben; — thatsächlich stand die Arrirégarde noch auf der Ringstraße, während die Vorhut bereits am Prater Rondeau angekommen war. — Anfangs verhielt sich die dichtgedrängte Masse der Zuschauer verhältnißmäßig still; offenbar war man von der Neuheit dieser fahrenden Blumenkörbe noch zu sehr überrascht, um ein Wort darüber laut werden zu lassen, — allmählich brach sich jedoch dieser Bann des Schweigens, und einige von den hervorragendsten Equipagen wurden mit einzelnen Bravos begrüßt.

Plötzlich entstand eine lebhafte Bewegung in den Reihen, von ferne hallten Gemurmel und Weisfallsrufe herüber, die sich gleich einem elektrischen Strom die ganze Linie entlang fortsetzten, immer lauter und lauter werdend, bis endlich der brausende Jubel losbrach. „Die Metternich kommt! Die Metternich kommt!“ hieß es, und nun tauchten die hellgelben Livreen auf. — Das waren jetzt frenetische, enthusiastische Zurufe, — Alles, was auf den Beinen war, brachte der hochherzigen Frau die wohlverdiente Huldigung dar, und freundlich grüßend, froh lachend, streute sie den duftenden Inhalt ihres Wagens unter die Schaaren, die nicht müde wurden, aus voller Kehle ihr „Hoch“ zu jauchzen. —

Brausend ging es weiter, bis an das fernste Ende des Praters, — ein Triumphzug, wie ihn die Stadt Wien schon lange nicht gesehen hatte!

Ja, was den ehrenwerthen Vätern der Stadt nach monatlangen Vorbereitungen nicht gelungen wäre, sie, die Fürstin, hat es in wenigen Wochen erreicht, nämlich das einmüthige Zusammenhalten von Reich und Arm, von Hoch und Niedrig, um ein Fest zu Stande zu bringen, das in jeder Beziehung glänzend war. — In ihrer Bescheidenheit hat die Fürstin das Hauptverdienst an der Sache abgelehnt; sie erklärte, daß der Blumencorso die Idee der Kammerfängerin Pauline Lucca gewesen, und daß Dank der Fürsprache der Erzherzoginnen Maria Theresia und Marie der Prater zu diesem Zwecke dem Festcomité zur Verfügung gestellt wurde, — aber daß die Fürstin die Seele des Ganzen gewesen, daß die Beseitigung vieler Hindernisse und der vollkommene Erfolg nur ihrer Energie, ihrem rastlosen Eifer zu verdanken ist, darüber herrscht nur eine Stimme. „Das ist eine Frau, die Metternich!“ sagte ein gemüthlicher Vorstadtbürger zu mir (die Wiener haben seit jeher die Gewohnheit, bekannte und beliebte Persönlichkeiten einfach bei ihren Zunamen zu benennen). „Das lasse ich mir gefallen! Wenn wir künftig eine neue Wasserleitung oder eine Stadtbahn durchsetzen wollen, so lassen wir den guten Gemeinderath beiseite und gehen zur Metternich; — die wird's schon machen!“

Ich für meine Person hege keinen Zweifel, daß der brave Mann im Ueber Schäumen seines erfreuten Herzens das Richtige getroffen hat. Es ist nicht zum ersten Male, daß ich's wage, für den Geist, die Thatkraft und den Muth der Frau eine Lanze einzusetzen; wenn es gilt, sich mit aller moralischen Kraft zur Erreichung eines Zieles hinzugeben, so läuft uns die Frau, eh' wir's uns versehen den Rang ab; sie wird nicht ruhen und rasten, bis es biegt oder bricht! Mögen die entrüsteten Vertreter des starken Geschlechtes mich mit Steinen bewerfen — es ist dennoch so — es ist das Ergebniß vieler Beobachtungen, die ich bei Gelegenheiten gemacht, wo der „starke“ Mann sich als schwaches Kind, und das „schwache“ Weib sich als Athlet des Geistes erwiesen haben! — Selbst der vorurtheilsvolle Franzose, der die Frau gemeinlich als Bierpuppe betrachtet, giebt in häufigen Fällen eine Gleichheit und sogar eine Ueberlegenheit zu und muß sich herbeilassen zu sagen: *c'est une femme d'esprit*. Das Volk der Denker hingegen wollte von diesem Zugeständnisse nur selten etwas wissen, denn ein paar Auguren der Wissenschaft haben ja das Dogma aufgestellt, daß die Frau infolge der Gehirnkleinheit zu Strickstrumpf und Kaffeemaschine verurtheilt sei — und vor allem, was Dogma heißt, hat man ja in den deutschen Gauen heutzutage noch einen

gewaltigen Respect. — Zum Glück ist zunächst eine berufene Autorität gegen diese Theorie eingetreten, Ludwig Büchner, der die Unhaltbarkeit derselben beweist und uns klar und deutlich darlegt, daß hier nicht Maß und Gewicht den Ausschlag geben, indem sonst der Elefant und der Walfisch die geistreichsten Geschöpfe der Erde sein müßten. —

Doch wohin gerathe ich da! Vom Blumencorso und den schönen Frauen zu Wissenschaft und zoologischen Betrachtungen! — Das ist schlimm, umso schlimmer, als die liebenswürdigen Leserinnen gewiß schon ungeduldig geworden sind und meinen, daß ich nun endlich Equipagen und Toiletten einer eingehenden Besprechung unterziehen sollte. . . . Gut also — die hellgelben Livreen tauchten auf — „hoch, hoch, hoch,“ ging es begeistert durch die Menge und vorbei rollte der Wagen und — vorbei war's auch mit der nöthigen Sammlung, um berichten zu können, ob die Pferde mit rothen oder weißen, oder gelben Blüten geschmückt waren — denn ich gestehe es, wenn ich die Wahl habe, eine schöne Equipage oder eine interessante Frau zu bewundern, so ziehe ich Letzteres dem Ersteren vor. — Uebrigens dürfte die Volksstimme recht haben, welche dem Metternich'schen Gespanne den ersten Preis zuerkannte; einer Frau, die sogar im rigorosen Paris durch ihren Geschmack Aufsehen erregt hat und welche ihr Wiener Heim mit soviel Kunstsinn auszustatten wußte, wird es eben nicht schwer gefallen sein, auch ihrer Equipage den gewissen chic zu geben, der weniger im Ueberfluß an grellen Farben, als in der malerischen Anordnung von zarten, dustenden Blüten zu suchen ist, — aus diesem Grunde mag wohl auch die Fürstin den Platz an ihrer Seite der Baronin Bourgoing-Kinsky angewiesen haben. —

Einen höchst vornehmen Eindruck machte das Biergespann à la Daumont der Erzherzogin Maria Theresia, und bewundernde Rufe wurden laut, als der kleine ganz in Weischen gehüllte Wagen des Baron Rothschild sichtbar wurde, dessen Inassen mit vollen Händen die Sträuße unter die Menge streuten. —

Wieder ging das Gejubil los, als eine Hofequipage in raschem Trab herangerollt kam, von vier berittenen Cavalieren escortirt. „Der Kronprinz mit der Kronprinzessin!“ ging das Lauffeuer weiter und freundlich nach allen Seiten grüßend erwiderte das junge Paar die Zurufe der Menge. — Kronprinz Rudolf erfreut sich in Wien einer großen Popularität, weil er eben den Wienern bei jeder Gelegenheit offen seine Sympathie entgegenbringt. Die Hofetiette wird zum Schmerze einzelner altersschwacher Hofschranzen öfter dem Drange geopfert, sich von den starren Fesseln zu befreien, um in ungezwungener Weise mit den Menschen

verkehren zu können, und das eben hat dem Prinzen die Herzen der Massen gewonnen. Unter diese Massen sind übrigens auch die hervorragendsten Vertreter der Aristokratie zu rechnen, ferner solche, welche zwar keinen Adelsstiel führen, aber den Adel des Geistes auf der Stirn tragen: Gelehrte, Künstler, Schriftsteller. Zu letzterem Stande zählt ja der Kronprinz selbst, indem er schon vor Jahren ein ornithologisches Werk sowie Reisebeschreibungen verfaßt hat, und nun an der Spitze eines für Oesterreich bedeutsamen Unternehmens steht, an der Herausgabe von „Oesterreich-Ungarn in Wort und Bild“ — eines Werkes, an dem die ersten Gelehrten und Künstler des Landes theilhaftig sind.

Die Kronprinzessin gilt heute allgemein als eine Wienerin von echtem Schrot und Korn. So hat es ihr Gatte unlängst selbst bei Gelegenheit der Eröffnung der Stefaniebrücke gesagt, und so wiederholt es jeder Bewohner der Stadt, wenn er von der Erzherzogin spricht. Das bezaubernde, herzogwinende Lächeln verläßt die schöne Frau keinen Augenblick, und so wurde sie denn auch nicht müde, Grüße nach allen Seiten zu spenden.

Den Hofequipagen folgten noch mehrere prächtig herausgeputzte Gespanne, so die Wagen der Grafen Podstafly, Hunyadi, der Baronin Leitenberger und andere, — und diesen schlossen sich die Blumenkörbe oder Rosenlauben an, deren Insassen den verschiedenen Wiener Theatern angehörten; es regnete Blüten hin und her, glöckenhelles Lachen hing in der Luft, immer zahlreicher fielen die duftenden Geschosse von Wagen zu Wagen, bis endlich die Vorräthe erschöpft waren und neuer Proviant aus den Verkaufsbuden herbeigeschafft werden mußte.

Jetzt hallte eine fröhliche Jagdfanfare die Allee herauf und feierlich, von sechs stattlichen Pferden gezogen, denen zur Seite mittelalterlich gekleidete Knechte schritten, hielten die Wiener Hornisten auf dem turmhoch aufgebauten Wagen ihren Einzug; es war ein Stückchen Wald, das die Künstler da auf ihrem Fuhrwerke mitbrachten, — harzig duftende Fichten und Tannen, zwischen welchen der Bläserchor malerisch gruppiert stand und die mannigfaltigsten Weisen durch die Lüfte hallen ließ.

Es schien, als wolle der Corso kein Ende nehmen; sechs Uhr und noch immer drängte sich Wagen auf Wagen. — Nach und nach wechselten aber die Zuschauer den Platz; jene, welche schon mehrere Stunden dort gestanden, gingen allmählich ab, denn es gab ja noch so Vieles zu sehen und zu hören, — doch füllten sich gar schnell wieder die Lücken mit anderen Neugierigen aus, die schon längst darauf gelauert, daß den Erstgekommenen das Stehen und Drängen schließlich doch lästig werden würde. — Ein Strom wälzte sich nun den Seitenweg hinab, gegen die Rotunde zu. Um in

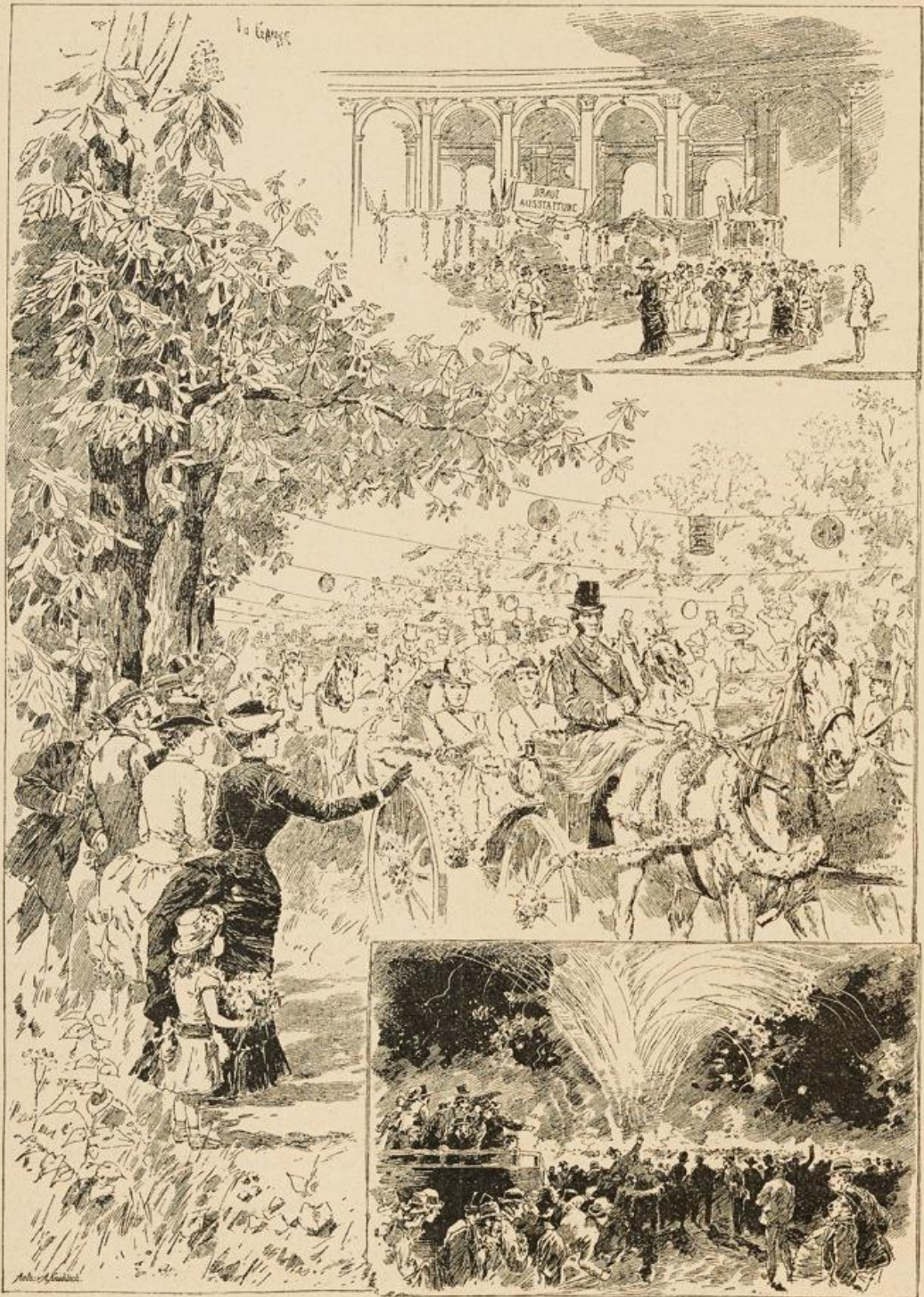
das Innere des Raumes zu gelangen, mußte man sich der Strömung überlassen, die Einen gleich Meerestwogen bald rechts, bald links trug, bis man schließlich nach langem Zappeln und Balanciren glücklich durch die Tourniquets gepreßt war . . . Und jetzt? — Jetzt war an ein rascheres Weiterkommen noch immer nicht zu denken, denn die Rotunde war bis auf den letzten Quadratfuß mit Menschen angefüllt; von der erhöhten Vorhalle aus gesehen, war der riesige Bau wie mit Köpfen gepflastert; am Eröffnungstage der Weltausstellung selbst hat man nicht solche Massen verzeichnet, wie bei dieser Gelegenheit!

An Stelle des Springbrunnens war ein Podium von geringer Höhe angebracht, auf welchem das Damenfechten und die Produktion des Athletenclubs stattfinden sollten, während längs der inneren Peripherie der Rotunde die verschiedenen Verkaufsbuden und Glückshäfen Platz gefunden hatten, zu welchen sich die Kauf- und Gewinnlustigen drängten. — Die Preise waren verlockend genug: Erster Preis, ein Adler, aus tausend Silbergulden gebildet; — zweiter Preis, eine vollständige Brautausstattung; — dritter Preis, ein Paar sehr netter Pommies; diesen Gewinngegenständen schlossen sich noch zahlreiche kleinere Treffer an.

Es gab der Ueberraschungen so viele, daß man nicht recht wußte, in welche Richtung man sich vom Menschenstrom tragen lassen sollte: Gleich beim Eingang rechts und links Blumenzelle, in denen reizende Verkäuferinnen auf die Besucher ihre magnetische Anziehungskraft ausübten; ein Lächeln von solchen Lippen, und die Worte: „Bitte kaufen Sie für den wohlthätigen Zweck“, mußten das Herz des griesgrämigsten Bären wie Butter schmelzen machen.

Von hier führte der Weg direct zur Bierausstellung; da konnte sich der Kenner nach Lust sein Lieblingsgebräu aussuchen, denn alle Sorten, die in Wien zu bekommen sind, wurden dort feilgeboten. Von da ging es weiter, am Militairorchester vorbei, zu den kleinen Etablissements, wo man Ball werfen, Ring schleudern, oder den wunderbaren Hund bewundern konnte, um dann direct den Volksjüngern und Preisjodlern in die Arme zu laufen.

Plötzlich verstummte aber das Gemurmel und das Gesumme im eigentlichen Centrum der Rotunde, denn der Männergesangverein erschien auf der Terrasse, um seine Vorträge zu beginnen. Es ist wohl überflüssig, über die Leistungen dieser vortrefflichen Sängerschaft in's Detail einzugehen, — ihr Ruf ist ja weltberühmt, sie sind weit und breit bekannt, und wurden sogar für dieses Jahr nach Milwaukee eingeladen, . . . aber ein Wiener nach Milwaukee,



Vom Blumencorso.

Innere der Rotunde.
Feuerwerk
(Eruption des Aetna).

Das Frühlingsfest im Wiener Prater.

wenn ihn nicht gerade dringende Noth dazu zwingt, — nein, das bringt er nicht übers Herz!

Der Vortrag dauerte eine Stunde, dann sollte nach dem Programm das Damenfechten stattfinden. Es ist dies, wie mir scheint, speciell eine Wiener Erfindung, und dürfte manche prude Natur zu einem Nasentrümpfen veranlassen, allein mit Unrecht, denn nach und nach wird sich die Frau dank derlei Körperübungen auf ihre eigenen Kräfte verlassen können, und nicht immer den Ritter brauchen, der sich mit Schwert und Herz ihrem Dienste weihet.

Diesmal wollte übrigens das bisher so besonnen geliebene Publikum sich nicht bändigen lassen; kaum hatte das Orchester einen Marsch intonirt, und kaum waren die graziosen Kämpferinnen auf der Wahlstatt erschienen, so ging das Gedränge gegen das Centrum der Rotunde los. Da half kein Bitten und Flehen von Seiten des Comités, unaufhaltsam drückten die hinteren Reihen nach vorwärts, so daß endlich der Durchbruch unvermeidlich war, und der Fechtmeister gerade noch mit Mühe und Noth seine Schutzbefohlenen aus einer Lage befreien konnte, die leicht lebensgefährlich hätte werden können. . . . Sie gingen knapp an mir vorbei, die jungen Fechterinnen, theils Empörung, theils Trauer auf den Wienen, daß die Vorstellung durch diese unliebsame Störung vereitelt worden war. — Dafür sollte Ihnen am nächsten Tage volle Genugthuung werden: man hatte über Nacht die Estrade erhöht, und dieselbe mit widerstandsfähigen Barrièren umgeben, und da konnten sie denn ihre ganze Grazie und Geschicklichkeit entfalten. Der Anblick war wirklich ein sehr gefälliger; die Behendigkeit und Geschwindigkeit waren bewundernswürdig, — nicht weniger aber auch die äußere Erscheinung dieser jungen Damen. Freilich, nach puritanischen Begriffen wären die nur bis zum halben Knie reichenden Röckchen shoking gewesen, — aber honny soit qui mal y pense; eines hübschen Wuchses hat sich noch Niemand zu schämen gebraucht, und die Fechtkleidung war immer noch weit decenter, als gewisse Seebadtoiletten, an denen Niemand etwas Anstößiges findet. —

Jede Fechterin war vom Kopf bis zum Fuß in ihre Lieblingsfarbe gekleidet, was sich im Ensemble ganz reizend ausnahm. —

Eine volle Stunde hindurch zeigten die Kämpferinnen ihre Fertigkeit mit Rapier und Säbel, dann zogen sie unter lautem Applaus ab, um den starken Männern von Wien das Feld zu räumen. Die Herren warfen mit Fässern und eisernen Riesenkugeln nur so umher, als hätten sie Hutschachteln und Gummiballen in den Händen, — es war eine Lust zu sehen, wie man mit Ausdauer und Geduld den Körper zu unglaublich scheinenden Dingen dienstbar machen kann. —

Nachdem diese Gigantenproduktion vorüber war, strömte die Menge, die nun wieder Hunger und Durst zu verspüren begann, aus der Rotunde hinaus, um sich über die verschiedenen Restaurants zu ergießen, und bald war kein freies Plätzchen mehr aufzutreiben. — Hiermit hatte das Programm des ersten Tages eigentlich seinen Abschluß gefunden, und es war gerathen, sich bei Zeiten auf den Heimweg zu machen, um einen Theil der Kräfte für den kommenden Tag frisch zu erhalten. Diesmal hatte die Tramway in einer Anwendung von Wohlwollen einen wirklichen Train von Waggons entsandt, welche vom Ausstellungsplatz an bis zum oberen Ende der Praterstraße gereicht standen, aber es wäre trotzdem vergebliche Mühe gewesen, ein bequemes Unterkommen zu suchen, da die Wagen thatsächlich gestürmt wurden und im Nu mit einem Klumpen drängender Menschen angefüllt waren. —

Am nächsten Vormittag brachte mich das Dampfschiff an mein Ziel. — Die Sonne brannte mit noch intensiverer Hitze, als gestern herunter, allein daran lehrte sich Niemand von den Sonntagsgästen. Das waren an diesem Tage abgehärtete Leute, welchen die Praterluft kühl schien im Vergleich zu den dampfgeschwängerten Fabriksälen oder den schattenlosen Exercierplätzen.

An allen Ecken und Enden herrschten Lust und Freude: hier lagerten zahlreiche Familien im Grünen, um gemächlich das mitgebrachte Essen zu verzehren und dazu das von den Buschenschenken herbeigeschaffte Bier in Massen zu vertilgen, — dort lachten junge Pärchen der Glühitze und tummelten sich unermüdet zu den Walzerklängen der Militärmusik umher; weiter drüben tanzten ungarische Soldaten ihren unvermeidlichen Czardas und rasteten nicht eher, als bis die Zigeuner erschöpft ihre Instrumente sinken ließen.

Bald ging wieder das allgemeine Halloh los, als lustige Marschklänge durch den Wald hallten und der Hochzeitszug des Hainbacher Bauernvereins am Saume der Wiese sichtbar wurde. In zehn mit Tannenreisig geschmückten Wagen hielten sie ihren Einzug — jeder Bursche sein Mädchen um die Taille haltend und seiner Herzensfreude durch laute Zöbler Luft lassend. — Rasch war das Lager aufgeschlagen, dann wurden die mitgebrachten Proviantkarren ihres Inhalts entledigt und der Festschmauß begann.

Musik, Mädchen und Bier im Grünen! Mehr verlangt sich der Wiener nicht, um mit Ueberzeugung zu behaupten, daß er sich im Paradiese nicht besser fühlen könne. — Diesen drei Faktoren muß die schlimmste Melancholie weichen, — ein Straußscher Walzer, eine schlanke Taille und dazu der schäumende Gerstensaft, — und alles Leid ist auf Stunden, oft auch für immer vergessen.

Man mußte am zweiten Tage behend mit den Beinen sein, um an allen Sehenswürdigkeiten theilzunehmen, die der Prater seinen Besuchern bot. Raum hatte man sich ein wenig am lustigen Treiben der Bauern ergötzt, als es schon wieder hieß: „Auf, nach dem Trabrennplatz!“ und nachdem man dort Gelegenheit gefunden, die Geschicklichkeit der Velocipedfahrer zu bewundern und die komischen Intermezzo's während des Läufer- und Einspännerrennens zu belachen, als bereits die Stunde gekommen war, zu welcher das Concert des 1400 Mann starken Gauverbandes in der Rotunde angefangen war. Auch diese Sänger thaten wacker ihre Pflicht und ernteten wohlverdienten Beifall. — Dann folgte das diesmal gelungene Damenfechten, hierauf nochmals eine Produktion des Athletenclubs, — und nun verbreitete sich die Nachricht, daß eben die erste Rakete durch die Luft gesaust sei. — Das war jetzt ein Dahinstürmen nach dem Feuerwerksplatz! Bekanntlich hat der Wiener Pyrotechniker Sturver in der Regel das Unglück, zu Beginn seiner Vorstellung schon von einem Regengusse heimgesucht zu werden, — heute sollte aber die Fürstin Metternich in allem und jedem Recht behalten: der Abend war prachtwoll, und bald stiegen die sprühenden Feuerfarben zum schwarzen Nachthimmel empor.

Nach einer kurzen, mit Musikvorträgen ausgefüllten Pause zuckten die eiligen Ferkelichter wieder hin und her, und mit einem Schlage glühte die Front in den riesigen Lettern: „Hoch Wien!“ und „Hoch Wien!“ riefen tausende von Kehlen in begeistertem Jubel zurück.

Allmählich erloschen die Stämmchen, doch nicht auf lange; plötzlich leuchteten sie hell und farben- glühend in den Initialen des Kaiserhauses auf. Wieder stürmisches Rufen und Jauchzen, bis endlich der Aetna seinen ganzen Inhalt an Feuer hoch zum Himmel hinausspie. Das war das Schlußtableau, und alles rangirte sich nun in schönster Ordnung, um mit den verschiedenen Militärbanden an der

Spitze in einzelnen Abtheilungen den Marsch nach Hause anzutreten.

Als die Tausende und Tausende von Menschen endlich in die Hauptallee einbogen, prangte diese im überraschenden Farbenschmuck der zahllosen Papierballons, die zwischen den Bäumen hingen, während rothes bengalisches Feuer die ganze Strecke mit grellem Abendroth erleuchtete. Aber auch die Heimkehrenden hatten sich vorgeesehen, auch sie hielten farbige Papierlaternen in der Hand, oder brannten doch wenigstens bengalische Zündhölzchen ab, um das Ihrige zum würdigen Abschluß des Festes beizutragen. Im strammen Takt ging es unter den Marschklangen vorwärts, an den Restaurants vorüber, wo man auch die Fronten mit allerlei künstlichen Feuerinschriften und Emblemen ausgestattet hatte.

Endlich langte das Heer am Praterstern an. Dort lösten sich die verschiedenen Abtheilungen auf, um den nächsten Weg nach Hause einzuschlagen, bevor man sich aber trennte, gedachte man noch der ehlen Frau, der man all die genossene Lust und Freude verdankte, und das begeisterte Hoch, das der Fürstin dargebracht wurde, mußte wohl bis an die entferntesten Enden des Praters gedrungen sein.

Die Ziffer der Einnahme ist bis jetzt noch nicht bekannt, daß sie aber eine außergewöhnlich hohe sein wird, das unterliegt keinem Zweifel. Drei Wohlthätigkeitsanstalten sollen damit zu gleichen Theilen bedacht werden: Die Poliklinik, das weiße Kreuz und die Seehospizien. Wieviele Segenswünsche armer Kranker werden wohl gleichzeitig mit dem Namen der Fürstin Metternich gemurmelt werden! Doch nicht allein der Dank der unmittelbar Beteiligten gebührt der ausgezeichneten Frau, nicht allein die Wiener werden ihren Namen mit Ehrfurcht nennen, denn die Zahl der Menschenfreunde ist zum Glück Legion, und sie Alle werden den Hut tief ziehen vor Jener, die ihre Nächstenliebe auf wahrhaft fürstliche Weise bethätigt hat.



Die böse Bärbel.

Eine Geschichte aus dem Elfaß. *)

von

Anton Dhorn.

1.

Es war der St. Vertramstag. Er steht nicht roth angestrichen im Kalender und war auch sonst kein Feiertag für das Elfaß. Diesmal aber — es war im Jahre des Heils 1460 — feierte wenigstens in der Stadt Buchsweiler jegliches Gewerbe und die Leute drängten sich im Feststaat in den Gassen, deren Häuser vielfach mit grünen Laubgewinden geschmückt waren. Von dem Schlosse und von den Wirthshürmen über der grauen Stadtmauer wehten Fahnen in den Lichtenberger Farben und an dem Thore, das nach der Straße ging, die in's Badener Land führt, stand im dunklen Ehrengewände, eine güldene Schaumünze auf der Brust, der weißhaarige Stadtschultzeiß Herr Ambrosius Bobacher und um ihn her die Rathsmannen.

Solch bewegtes Treiben war in Buchsweiler nicht gewesen, seit man vor mehr als Jahresfrist die gute Frau Jutta, Jakob des Bärtigen edles Weib, zur ewigen Ruhe geleitet, nur daß damals das Volk nicht laut redete und sang, sondern trüb dreinschaute und still vor sich hin weinte.

Heute gab es nur lustige und höchstens neugierige Gesichter, und der Himmel selbst schien seine Freude dran zu haben, denn von seinem blauen Grunde lachte der hellste goldene Sonnenschein in die engen Gassen, auf die spizen Giebel, auf die hochragende Ehrenpforte an dem Aufgange zur Schloßhöhe und auf die Bürgerwiese, wo allerhand fahrendes Volk, Gaukler und Spielleute, sich umhertrieb und Zelte errichtete für fröhliche Schaustellung.

Heute führte Herr Jakob der Bärtige, der auf dem Buchsweiler Schlosse saß, sein zweites Ehegemahl heim und weil seine treuen Unterthanen ihn seines milden Herzens halber liebten, feierten sie sein Freudenfest mit, obwohl sie allzusammen nicht wußten, welcher edlen Sippe ihre neue Herrin entstammte und wie Herr Jakob zu ihr gekommen.

*) Der Chronik von Buchsweiler (Straßburg?) nach erzählt.

Dies Geheimnißvolle hatte aber seinen absonderlichen Reiz zumal für die Frauen der guten Buchsweiler, welche, ihr unmündiges Völkchen an den Rockfalten führend oder auf den Armen tragend, sich möglichst nahe an das Thor und an die in feierlicher Würde harrenden Rathsmannen drängten.

Jetzt schlugen die Glocken an und läuteten hellen Gruß hinaus ins unterelfaß'sche Land, und die Leute in den Buchsweiler Gassen wurden stiller, drängten sich enger zusammen und die Zurückstehenden reckten die Hälse schon lang zuvor, ehe noch der prächtige Zug hereinkam.

Durch das alte Thor, das seine Flügel weit aufgethan, ritt zunächst ein stattlicher Herold mit dem Lichtenberg'schen Banner, dann kamen acht bewittene Edelknaben in reich geschmückten Sammetwämfern und hinter diesen, von vier prächtigen Schimmeln gezogen, ein vergoldeter Galawagen, in dessen Polstern ein junges, blühend schönes Weib ruhte in reichen, schweren Brofatgewändern, dessen weißer Hals von schimmernden Edelsteinen blinkte, wie solche auch aus der dunklen Haarfluth mit grün-goldenem Schein herausleuchteten.

Unmittelbar zur Seite des Wagens ritt auf braunem, goldgeschirrten Hengste Herr Jakob. Das graue Haar quoll spärlich aus dem federgeschmückten Sammethut; durch den mächtigen Bart, der dem Edelmann seinen Beinamen gab, zogen sich dichte silberfarbige Flocken, die Haltung des Reiters war etwas gebückt, aber aus seinen milden, gutmüthigen Augen leuchtete es heute wie von jungem Glück. Hinter dem Wagen ritten zahlreiche Bewaffnete als Ehrengelente.

Als der Zug nun innerhalb des Thorbogens anhielt, setzte sich das Weib höher in den Polstern zurecht und ließ den blickenden Blick mit dem Ausdruck übermüthiger Lust über die entblößten und tief geneigten Häupter unter ihr hinstreifen.

Man hörte jetzt nichts als den lauten Glockenklang und dazwischen die ernste, tiefe Stimme des Herrn Ambrosius Bobacher, der Herrn Jakob und

seinem „erlauchten“ Ehegemahl Gruß und Huldigung im Namen der getreuen Stadt Buchsweiler darbrachte.

Währenddem hatten aber die Bürgerfrauen sich immer näher herangedrängt und zumal eine von ihnen, jung und frisch wie die einziehende Herrin selbst, einen etwa zweijährigen pausbädigen Buben auf dem Arme, hatte sich bis zu Herrn Ambrosius Bobacher durchgearbeitet, und just als dieser, im guten Glauben, daß es gar nicht anders sein könne, von der „erlauchten Abkunft“ der Gefierten sprach, stand Frau Kunigunde Bokelmann neben ihm, als ob sie demnächst im Namen der Buchsweiler Frauen zu sprechen berufen wäre und schrie laut auf vor Ueberraschung:

„Das ist ja die Bärbel von Uttenheim!“

Das war, wie wenn ein Feuerbrand plötzlich vom Himmel herabgefahren wäre zwischen all die gepußten Leute. Das stolze, junge Weib in dem Galawagen fuhr in den sammetenen Kissen empor, ihr hübsches Gesicht war purpurroth und wandte sich erschreckt und zornig zugleich nach Frau Kunigunde; diese aber war bereits von ihrem Geliebten, der unter den Rathsmännern stand, bei beiden Armen ergriffen und unter die anderen Weiber hineingeschoben worden, welche sich voll brennender Reugier um sie scharten und wenig mehr um die Rede des Herrn Bobacher kümmerten, der nur mühselig seinen Faden abhaspelte, sowie um die kurze Gegenantwort des gestrengen Herrn Jakob, der sichtlich mit Verdruß und Berlegenheit kämpfte.

Der Zug bewegte sich nun weiter, und während das dem neuvermählten Paare zujauchzende Volk noch erstaunt war über das finstere, heiße Gesicht der jungen Frau, ging an dem Thore schon die Märe von Mund zu Mund, daß das neue Gespons Herrn Jakobs durchaus nicht aus edlem Blute stamme, sondern nicht mehr noch weniger als eine Bauerndirne sei, die in Uttenheim im Badener Land, wo auch Frau Kunigunde Bokelmann geboren, mit dieser weiland barfuß durch die Pfützen im Dorfe gelaufen sei und auf der Hutweide mit den Gänsen gespielt habe.

So ward auch nachmittags auf der Bürgerwiese erzählt, ohne daß darob dem Festjubiläum ein Eintrag geschehen wäre und die fahrenden Leute ihre Säcke minder gefüllt hätten, obwohl auch die schöne Bärbel, wie man bereits Herrn Jakobs Weib nannte, wie man verhoffte, sich mit ihrem Gatten bei dem Volksfest nicht gezeigt hatte, und als die Abendshatten über die hohen Firste und Giebel hereindämmerten und die Vogenfenster im Schlosse zu leuchten begannen, da hatten schon die Späßen in Buchsweiler sich hämisch die Geschichte von der Bärbel aus Uttenheim zugezwitschert.

2.

Frau Kunigunde Bokelmann hatte ganz recht gesehen. Herr Jakob hatte auf einem seiner einsamen Ritte durch Zufall die schöne Bärbel kennen gelernt; das frische, heitere Wesen der Dirne, die ihn vorerst für einen gewöhnlichen Reitermann hielt, schenkte ihm den Trübsinn von der Stirne, ihre zuthunliche Art that dem liebebedürftigen Herzen des alternden Mannes wohl und so hob er rasch entschlossen den blinkenden Kiesel, den er so im Staube der Landstraße gefunden, auf, gab ihm eine güldene Fassung und legte ihn an sein Herz — aber einen Edelstein konnte er daraus drum nicht machen.

Am Tage nach dem Einzuge war Jedermann in Buchsweiler wieder an der gewohnten Arbeit, wenn da und dort auch einem Gesellen der Kopf noch etwas schwer war von dem reichlichen Ehrentrunk, welchen Herr Jakob gespendet hatte. Auch im Hause Meister Bokelmann's, des wohlvermögenden Taschners, das an der Ecke des Marktes stand und mit seinem zackigen Giebel recht trutzig und selbstbewußt dreinschaute, regten sich die fleißigen Hände der vier Gesellen, während der Meister selbst in der sauberen Wohnstube am Eichentische saß, seinen Buben auf den Knien schaukelte und mit seinem Weibe den Morgenimbiß nahm. Er war ein Mann von etwa vierzig Jahren, hager und sehnig, mit einem guten, ehrlichen Gesicht, über welchem freilich ein Schatten von Verstimmung lag, den Frau Kunigunde eben bemüht war, hinwegzuplaudern.

„Du hast den Blick nicht gesehen, mit welchem sie Dich suchte, als Du so mitten in die Rede Herrn Bobacher's hineinfiehlst,“ sprach ernst der Meister.

Frau Kunigunde aber erwiderte mit einem Lachen, das ihre hübschen weißen Zähne zeigte:

„Sie war eben verblüfft wie ich. Aber 's ist doch wahrlich keine Schande, daß ihre Eltern nicht in einem Herrenschloß, sondern an der Uttenheimer Haide in einem kleinen Bauerngehöft geessen haben. Ist mir's doch just auch nicht besser gegangen und ich erzähl's heute noch Jedem, der's hören will, daß ich manchmal zwischen Thau und Tag barfuß meines Vaters Kühe und Ziegen ausgetrieben und ein gar dummes Bauerndirnel war, als der hochangesehene Meister Valentin Bokelmann um mich freite und mich zur Frau Rathsmännin von Buchsweiler machte — und das ist immerhin auch etwas.“

Jetzt lächelte auch Herr Bokelmann:

„Dafür bist Du auch meine gute, verständige Gundel, aber andere Leute sind anders und mich dünkt's, in die schöne Bärbel ist der Hochmuthsteufel gefahren und ihr wär's lieber, hier in Buchsweiler keine Uttenheimer Jugendgesponsin getroffen zu haben.“

„Da meine ich doch, ich kenne die Bärbel besser — und Du bist ein alter, lieber Brummbar, der immer alles so schwarz sieht und der's drum gar nicht verdient, daß ihm der Himmel auch noch einen so herzigen Buben bescheert hat!“

Dabei nahm sie den kleinen rothbäckigen Burschen auf den Arm und tanzte mit ihm zwei-, dreimal um den Tisch, worauf sie sich selbst auf den Schoß ihres Eheherrn setzte, der mit Behagen sein doppelt Glück an sich zog. Aus der Werkstatt aber klang ein fröhliches Lied der Gesellen und auf der Gasse draußen lag der Sonnenschein wie flüssiges Gold.

In demselben aber bewegte sich ein breiter, dunkler Schatten, welcher nach dem Hause Bokelmann's herankam und einem Läufer in grünlinden Farben angehörte. Dieser trat jetzt in die Flur und gleich darauf in die Thür der Wohnstube und sagte ohne sonderliche Höflichkeit:

„Die Frau Gräfin Barbara von Lichtenberg haben befohlen, daß die Frau Kunigunde nach dem Schlosse kommen möge!“

Des Meisters Gesicht war um ein wenig blässer geworden, das der Frau Gundel aber hochroth; sie war mit dem Büblein auf dem Arme aufgesprungen und wollte zuvörderst dem Läufer sein Botenbrod geben, aber der Mann erwiderte kühl, er habe keine Zeit, zu warten und gleich darauf bewegte sich sein grauer Schatten wieder durch den goldenen Sonnenstreifen über den stillen Markt.

Die junge Meisterin triumphirte.

„Ich hab's ja gewußt, daß sie sich meiner nicht schämt und hab's auch gar nicht anders erwartet, als daß sie mich hinauf holen läßt. Am liebsten nähme ich den Buben mit, daß sie sehen könnte, wie drall und munter er ist, aber der Schelm ist zuweilen unartig und wir haben uns doch allbeide viel zu erzählen. Aber mein Sonntagsgewand muß ich doch anziehen mit dem gülden Brautkettlein und die Silberspangen und die Ohrringlein — sie muß doch sehen, daß wir auch nicht just arme Leut' sind . . .“

So plauderte Frau Kunigunde, die das Knäblein bereits wieder Herrn Bokelmann gereicht hatte, der nur leise für sich den Kopf schüttelte und zusah, wie sein frisches, hübsches Weibchen ihre Truhe öffnete und in großer Eile ihren Staat hervorholte und anlegte. Ihm war's, als ob der Läufer nicht ein Gesicht gemacht hätte, mit welchem man eine gute Freundin der Herrin einlädt, sondern als ob in den Augen des Welschen ein hämißches Leuchten gewesen wäre. Aber er kam nicht dazu, das Frau Kunigunden zu sagen, denn sie ließ ihn nicht zu Worte kommen und erst als sie mit einem Kuß von ihm und dem Kleinen Abschied nahm, sagte er in seiner ruhigen, ernsten Weise:

„Wenn sie Dich etwa nicht ganz so empfängt, wie Du Dir das denkst, nimm Dir's nicht zu Herzen, Gundel — Du brauchst sie nicht!“

Sie sah ihn einen Augenblick groß an, als könne sie gar nicht begreifen, wie er so zu sprechen vermöge, dann lächelte sie ihm freundlich wie ein Kind zu und ging hinaus in den hellen Sonnenschein, der lustig auf ihren Spangen und ihrem Kettlein blickte und Herr Bokelmann sah ihr durch das Fenster nach, bis sie um die Ecke verschwand und auf seinem gutmüthigen Gesicht lag die Liebe und der Stolz auf sein Weibchen.

Frau Kunigunde aber ging trotz ihrer freudigen Erregung langsam durch die Gassen von Buchsweiler und ihr war's beinahe, als ob die alten Giebelhäuser sie lustig und respektvoll zugleich anschauten und wo sie eine Freundin oder Gevatterin unter der Thür oder an einem Fenster sah, da brauchte es gar keine neugierige Frage, da erzählte sie im Drange ihres Herzens ganz von selbst, die schöne Bärbel habe sie eingeladen, nach dem Schlosse zu kommen — sie seien ja Jugendfreundinnen — mit einander aufgewachsen — hätten sich allzeit ganz besonders lieb gehabt — und es wäre doch hübsch, mit der Frau Gräfin nun so auf Du und Du zu stehen.

Da gab es manches neidische Gesicht, das ihr nachschaute und das ihr weder den schönen Sonntagstaat noch die vornehme Freundin gönnte, aber auch manches ehrliche Gesicht, das zweifelnd dreinblickte, wie es Meister Bokelmann gethan.

Frau Kunigunde aber ging langsam bereits die Schloßhöhe hinan. Ueber dem Thorbogen wehten noch die Fahnen und um die grauen Pfeiler zog sich grünes, blumengeschmücktes Laubwerk. Hier stand sie still und schaute hinunter auf das Städtchen und es dünkte ihr, als ob sie nun auch ein wenig daselbe mitzuregieren hätte, seit ihre Uttenheimer Freundin hier oben als Gräfin saß, so daß sie fast verwunderlich den sonnenbräunten Landsknecht ansah, der am Eingang lehnte, weil er so trübig nach ihr schaute und sie ohne Gruß an sich vorübergehen ließ. Sie ging über den Hof, wo einige Mägde am Brunnen standen und sie anstarrten. Auf ihre Frage, wo die Frau Gräfin wohne, wiesen sie stumm nach einer Freitreppe und Frau Kunigunde stieg nun dieselbe hinan.

Jetzt ward ihr doch einigermaßen bänglicher zu Muth und ihr klopfte das Herz, als sie im ersten Stockwerk in einem langen, düstern Corridor stand und nicht wußte, an welche von den vielen Thüren sie anpochen sollte. Da trat ihr, wie aus dem Boden herausgewachsen, so daß sie bis in's Herz hinein erschrak, ein Page entgegen und als sie diesem mitgetheilt, Frau Barbara habe sie in's Schloß beschieden, bedeutete sie derselbe, sie möge ein wenig

warten, er wolle sie anmelden. Dabei hieß er sie einstweilen in ein hohes Gemach mit vergitterten Fenstern eintreten, so daß sie vermeinte, in einem Kerker zu sein, zumal der Ausblick hinüberging auf einen alten, grauen Thurm, hinter dem sich nur ein bescheidenes Stücklein blauer Himmel zeigte. Solcher Umstände hätte es doch wohl nicht bedurft, meinte sie in ihrem Herzen und wenn Bärbel auch noch nicht ganz angekleidet sei, unter Jugendfreundinnen brauchte man's doch nicht so genau zu nehmen.

Nun kam der Page wieder und er führte sie über den Corridor durch zwei prachtvoll eingerichtete Kemenaten und schob dann vor einem dritten Raume einen schweren Vorhang ein wenig bei Seite, durch welchen er sie eintreten hieß.

Hier war eitel Licht und Glanz. Durch mächtige Bogenfenster wogte ein Fluth von Sonnenlicht herein und übergoldete die kostbaren Geräthe und stimmerte fast unheimlich gleißend auf dem gelben Seidengewande der schönen Bärbel, welche auf einem Ruhebetle lag und mit einem goldverzierten Pfauenwedel spielte.

Frau Kunigunde war schier geblendet von all' dem Leuchten und stand einen Augenblick festgebannt an der Schwelle, dann aber eilte sie auf das schöne Weib zu und rief so recht herzenseufzend:

„Das ist aber schön von Dir, Bärbel, daß Du bei all' dem Glanz Deine Gundel nicht vergessen hast und daß —“

Hier stockten ihr aber plötzlich die Füße und die Zunge zugleich, denn das Gesicht der Anderen war finster wie eine Winternacht und ohne sich zu erheben, streckte sie gebieterisch abwehrend ihre Hand der Nahenden entgegen; dann klang von dem Orte, wo sie ruhte, eine Stimme, so hart und fremd und kalt, daß Frau Kunigunde sich umsah, ob noch Jemand hier sei, der so spreche. Es war aber wirklich der Mund der schönen Bärbel, der da sagte:

„Ihr habt zu warten, bis ich Euch anrede, Frau Bodelmannin. — Ich habe Euch rufen lassen, um Euch nur eins zu sagen: daß ich die Gräfin Barbara von Lichtenberg und Eure gebietende Herrin bin — nicht aber die Bärbel von Uttenheim. Ich erwarte, daß Ihr Euch das für alle Fälle merken und es niemals vergessen werdet. — Nun mögt Ihr wieder gehen!“

Und sie winkte kühl, vornehm herablassend mit dem glitzernden Pfauensächer.

Einen Augenblick stand Frau Kunigunde, als sei sie wie weiland Lot's Weib zur Salzsäule geworden, aber als sie die erste Verblüffung abgeschüttelt, da regte sich in ihr der Ingrimm über das glänzende Weib und der Zorn über ihre Enttäuschung. Hochroth im Antlitz, das blickende Auge fest auf die einstige Genossin gerichtet, hob sie ihre

Gestalt höher, trat einen Schritt näher an das Ruhelager und sagte:

„So? — und Du meinst, daß man bloß wie mit dem nassen Schwamm über den Kopf zu fahren braucht, um die ganze Jugendzeit und was alles d'ran hängt, herauszuwischen? Da bin ich nun von anderer Art wie Du und jetzt erst recht werd' ich's mein Lebtag nicht vergessen, daß Du manch' Stückchen Brod und manchen Apfel in meiner Mutter Haus gegessen hast und daß Du dieselbe Bärbel bist, die ehemals im zerrissenen Röckchen und mit schmutzigen, nackten Füßen in unserm Hofe gespielt hat. Spei' Feuer mit den Augen so viel Du willst — ich fürcht' mich nicht! — Ich geh' auch schon, nur das hab' ich Dir noch zu sagen: Wenn Du mich nicht kennst, dann kenn' ich Dich auch nicht, das heißt in dem Auspuß, und wenn Du Deinen Stolz hast, hab' ich den meinen auch und ich denke, es wird sich bald genug zeigen, wen die Leute in Budzweiler höher ansehen — Dich oder mich. Gott befohlen!“

Damit rauschte Frau Kunigunde, stolz wie eine Fürstin hinaus, der schwere Vorhang fiel hinter ihr zu und im hellen Sonnenglanze stand mitten in dem Prunkgemach das üppige Weib im wallenden gelbseidenen Gewande und bebt vor Zorn an allen Gliedern. Der vergoldete Sächer zerknickte in ihrer Hand — sie wollte, sie hätte das Bürgerweib so zerbrechen können!

Dieses aber ging wie eine Siegerin die breite Treppe hinab, über den Hof und durch den Thorbogen und als jetzt die Stadt wieder in ihrer Anmuth unter ihr lag und ihr Blick über das spize Dach des eigenen Heim schweifte, athmete sie auf aus tiefster Brust. In das Gefühl des Triumphes mischte sich die Empfindung eines heißen Schmerzes und Scham faßte sie, wenn sie an die Gevatterinnen und Freundinnen dachte, denen gegenüber sie sich mit ihrem Besuche auf dem Schlosse schon im voraus gebrüstet hatte — aber sie nahm all' ihre Kraft zusammen, nur beschleunigte sie die Schritte, als sie in die Gassen einlenkte, die still und heiß dalagen.

Aber es schien, als ob Neugier und Schadenfreude nur auf sie gewartet hätten, denn fast aus allen Thüren kam es hervor und hundert Lippen fragten, wie sie aufgenommen worden sei — aber Frau Kunigunde war standhaft wie eine Märtyrerin und mit leuchtenden Augen und gerötheten Wangen, die auch recht wohl als Ausdruck der Freude gelten konnten, wehrte sie alle Fragen ab mit der Entgegnung, sie werde alles demnächst genauer erzählen, jetzt habe sie keine Zeit, ihr Mann und ihr Büblein warteten schon und das Mittagsbrod solle auch noch fertig werden.

Sie war froh, als sie endlich ihre Hausthüre

erreichte und wie sie dieselbe hinter sich zuschlug, zwei neugierigen alten Mähmen just vor den Nasen, da war's auch mit ihrer Kraft und ihrem Muthe völlig zu Ende und es war gut, daß Herr Votelmann sie in seinen Armen auffing. An seiner Brust aber schluchzte das junge Weib wie aus tiefster Seele heraus nur das eine Wort:

„Die böse Bärbel!“

3.

Die böse Bärbel! So hieß sie schon nach wenigen Wochen in ganz Buchsweiler und die Leute wichen ihr auf den Gassen aus und grüßten selbst Herrn Jakob nicht mehr so freundlich-ehrfürchtig wie zuvor. Der Hochmuthstempel war der schönen Dirne aus dem Uttenheimer Heidehof in den Leib gefahren, saß darin fest und stachelte das Weib, dessen erster Knecht der alternde Gemahl selbst war, tagtäglich zu neuer Bosheit und Härte, und wenn die ehrfamen Buchsweiler Bürgerfrauen beisammen saßen, schalten sie aus wahren Herzensbedürfnis und suchten sich nach altem Brauch damit den schweren Sinn zu erleichtern.

Es that ihnen auch wahrlich Noth, denn daß wußten sich die Aeltesten unter ihnen nicht zu entsinnen, daß eine wirkliche hochgeborene Gräfin von Lichtenberg ihnen Steuer und Frohndienste auferlegt hätte, wie jetzt dies fremde, hochmüthige Weib that, denn sie forderte eine Steuer von Garn und Milch und welche keine Kuh im Stalle und keinen Flachs auf dem Felde hatte, die mußte in jeder Woche einige Tage für sie in hartem Dienst arbeiten und erhielt statt des Lohnes Scheltworte und anstatt guter Nahrung Mißhandlung.

So waren die Weiber in Buchsweiler erbittert und unmutig und die Männer waren es um ihrethalben mit. Das dauerte so lange, bis endlich ein Funke in das gefüllte Pulverfaß fiel und die Herrlichkeit der bösen Bärbel in Scherben geschlagen wurde. Und dieser Funke kam von Frau Kunigunde Votelmann.

Es war wieder einmal ein Tag gewesen, an welchem die ärmeren Frauen auf dem Schlosse arbeiten mußten und da es Abend wurde und man im Hause Herrn Votelmanns eben Feierabend machte, weil die Vesperglocke vom Kirchturm klang, trat die Frau des Meisters mit ihrem Büblein vor die Thür hinaus, um ein wenig Luft zu schöpfen.

Da kam über den Markt her ein schon bejahrtes Weib, dem die grauen Haare um das blasse, ängstliche Gesicht flatterten und bei dem raschen Laufe wankten ihre Füße, als ob sie trunken wäre, und endlich brach sie mitten auf dem Platze zusammen. Aus allen Häusern liefen die Leute heran und

drängten sich um das Weib, das alle kannten als die ehrfame Wittve eines blutarmen Schußstückerz, und mitleidige Seelen brachten kräftige Essenzen und stärkende Tropfen. Und während man ihr damit behülflich war, ging es mit einem unheimlichen Murren von Mund zu Mund:

„Die böse Bärbel hat sie hungern und prügeln lassen, weil sie krank ist und nicht arbeiten kann — wollt' sie auch in's Gefängniß werfen, aber sie sei flüchtig geworden und wolle sich eher ein Leid anthun, als ihrer Peinigerin wieder in die Hand fallen.“

Frau Kunigunde mit ihrem Knäblein war auch herangekommen und als sie das Alles hörte, schwoll ihr das Herz und in ihrem Unmuthe schrie sie laut, daß männiglich es verstehen konnte:

„Der Büttel müßte das arge Weibsbild, das eine Schande für ganz Buchsweiler ist, mit dem Staupbesen aus der Stadt hinausfegen!“ — fügte auch wohl noch einen anderen Ehrentitel der Frau Barbara bei und das Alles just in dem Augenblicke, als der welsche Käufer mit seinem hämißchen gelben Gesichte vorüberschritt, der die ganze Sache brühwarm seiner Herrin hinterbrachte.

Frau Kunigunde war indeß nicht die Person, die darob schlecht geschlafen hätte; sie hatte der Schusterswittve ein kräftig Labjal und einen reichen Zehrpennig gegeben, auch durch einen Gefellen sie aus der Stadt bringen lassen und nach Uttenheim an ihre Verwandten verwiesen und hatte so ein recht gut Gewissen als Ruhelissen, dachte auch am anderen Morgen nicht mehr daran, daß sie der Stimmung der Buchsweiler Frauen zu laut und zu energisch Ausdruck gegeben und war darob nicht wenig erstaunt, als bald nach dem Morgenbrod, als eben Herr Votelmann in einer Geschäftsache das Haus verlassen hatte, vier bewaffnete Knechte bei ihr eintraten und der Anführer derselben sie aufforderte, ihnen im Namen des Grafen von Lichtenberg zu folgen.

Als sie fragte, wohin man sie führen wolle, ward sie bedeutet, nur wenige Schritte weit und obgleich sie nicht verstand, was das heißen solle, ging sie mit, so wie sie eben im Hausanzuge war, nachdem sie ihr Büblein geküßt und dem verwunderten Altgesellen zugewinkt, was er dem Meister mittheilen solle.

Die Gefellen aber traten alle neugierig in die Thüre und an den Fenstern auf dem Markte erschienen alte und junge Köpfe und sahen dem kleinen seltsamen Zuge nach.

Jenseit des Marktes vor dem Rathhause war eine kleine ummauerte Erhöhung, zu welcher einige Stufen hinaufführten. Auf derselben stand ein wettergebräunter Pfahl und an diesem befand sich ein verschiebbarer Eisenring von etwa zwei Zoll Breite,

welcher sich auf- und zuklappen ließ. Das war der Schandpfahl, der Pranger von Buchweiler, und wer einmal hier oben gestanden mit dem eisernen Reisen um den Hals, durfte sich seiner völligen Ehrenhaftigkeit nicht rühmen.

Da hinüber führten die Knechte Frau Kunigunde, die, als sie dies Ziel gewahr ward, bestürzt und tropig stehen blieb, während ihr eine heiße Blutwelle in das hübsche Gesicht schoß.

„Sperret Euch nicht unnütz, Frau Bokelmann, es hilft Euch nicht, Ihr müßt einmal bis zum Mittaggebetläuten Euch da oben zur Schau stellen, wir wollen Euch auch getreuliche Gesellschaft leisten!“

So sagte der Führer der Knechte und wollte eben die junge Meisterin am Arme erfassen, da kamen schnelle Schritte über den Markt her und die vier Gefellen des Herrn Bokelmann, mit dem Arbeitschurz angethan, das Hemd an den sehnigen braunen Armen hinaufgestrichen, eilten heran.

„Unsere Meisterin an den Pranger?“ schrie der riesenhafte Altgeselle — „da müssen wir zuvörderst auch dabei sein. So lang sich diese acht Fäuste noch rühren können, hat's keine Noth. Platz da, ihr vier Kumpane, oder der Teufel soll Euch auf Eurer rostigen Blechhauben fahren.“

„Hoho, Gefelle — laß er uns unsere Pflicht thun, sonst kizeln wir ihm die Rippen mit unseren Piken — 's ist des gnädigen Herrn Grafen Befehl —“ entgegnete der Landsknecht.

„Was geht uns Euer Graf an — wir sind sämtlich keine Buchweiler Kinder —“

Und im nächsten Augenblicke wären die Männer handgemein geworden, wenn nicht Frau Kunigunde jetzt all ihre Besonnenheit wiedererlangt hätte. Sie sprach gebietend zu dem Altgesellen:

„Laß sein, Welten! Ich dank' Euch. Suche Einer von Euch den Meister auf, der wird schon wissen, was er zu thun hat. Ich aber will mich da hinauf stellen und verhoffe, daß von der Stund ab das Prangerstehen als eine Ehre gelten soll in Buchweiler und daß es wohl auch der ganzen Stadt zu Nutz gereichen werde!“

Sie sprach's und ging festen Fußes die Stufen hinan, ließ sich den Halsring umlegen und auch, freilich mit tiefem Erröthen, den Lasterstein anhängen, mit dem lose Mäuler, die anderer Leute Ehre abschneiden, sonst bestraft wurden.

Verdutzt sahen's die Gefellen mit an, sahen auch noch, wie die Knechte mit höhnischen Geberden sich an den vier Seiten des Prangers aufstellten, und dann gingen sie allzusammen, um Meister Bokelmann aufzusuchen.

Auf dem Markte aber ward's tieffille; kein Mensch zeigte sich selbst an den Fenstern, ja in vielen Häusern waren sie verhängt und nicht einmal die Kinder kamen in jener Vormittagsstunde

auf den Markt, wo sie gewöhnlich spielten. Dafür aber waren alle Gemüther auf das Höchste erregt und Jeder, der von der Angelegenheit hörte, wußte auch, daß etwas geschehen müsse, um die Schmach zu sühnen, die allen ehrsamem Bürgerfrauen von Buchweiler in Frau Kunigunde Bokelmann zugefügt war.

Diese aber hatte noch kein Stündlein an dem Pranger gestanden, stolz, als ob ihr eine seltene Auszeichnung zu Theil geworden, als von ihrem Hause her fünf Männer kamen im dunklen Festgewande, darunter auch Herr Bokelmann und an der Spitze der vier Rathsmannen schritt Herr Ambrosius Vobacher, die goldene Schaumünze des Stadtschultheißen auf der Brust. Sie kamen hart heran an den Schandpfahl, entblößten ihre Häupter und neigten sich tief zum Gruß vor Frau Kunigunde, deren Gesicht jetzt erst recht von hellem Stolz leuchtete, denn solche Ehre war noch keinem widerfahren, der jemals hier oben gestanden, und Meister Bokelmann rief ihr zu:

„Trag's ruhig, Gundel, wir wollen Dir und uns schon Recht schaffen!“

Und die Fünf schritten weiter nach dem Schlosse zu, die vier Knechte aber machten trutzige Gesichter und es dünkte ihnen beinahe, als ob sie selber zu ihrer Schande an den Pranger gestellt wären. —

An demselbigen Tage war Herr Jakob von Lichtenberg sichtlich verstimmt, denn es war ihm bei seiner gewohnten Herzengüte doch unbehaglich, daß die Frau eines angesehenen und erbgesehnen Bürgers und Rathsmannes von Buchweiler am Schandpfahl stehen sollte und er hatte nur nach den zärtlichsten Liebkosungen seines Weibes deren Drängen nachgegeben. Auch jetzt war sie bemüht, den Ernst, der auf seinem Angesichte lag, zu verweisen und sie hielt ihn warm umfangen, preßte ihren Kopf an seine Brust und liebte ihn die Wange und den grauen Bart, so daß er endlich lächelnd zu ihr niederschaute und sie auf die blihenden Augen küßte.

Da meldete der Diener die vier Rathsmannen mit Herrn Ambrosius Vobacher. Ueber Herrn Jakobs ehrliches Gesicht zuckte eine warme Röthe, eine Sekunde lang dachte er daran, sie abzuweisen, denn er ahnte, weshalb sie kamen, dann aber überwog seine Leutseligkeit, er drängte die schöne Bärbel sanft von sich und hieß sie in einer Ecke des Gemaches sich niederlassen; hierauf gebot er, die Männer vorzuführen.

Sie traten ein, tiefen Ernst auf den Gesichtern und beugten sich ehrfürchtig vor dem Grafen, während keiner von ihnen nach dessen Ehegemahl hinsah oder sie gar eines Grußes würdigte, so daß der Frau Barbara die Röthe vor Enttäuschung in die Wangen stieg. Der alte Ambrosius Vobacher

kam einen Schritt näher heran an Herrn Jakob und sprach dann mit seiner ruhigen, tiefen Stimme:

„Verzeiht, Herr, wenn wir die Klage Eurer getreuen Stadt Buchsweiler vor Euer Ohr bringen. Unerhörtes hat sich zugetragen, eine angesehene, ehrfame Frau ist an den Pranger gestellt worden um eines Wortes willen, das nicht Verleumdung, sondern Wahrheit ist —“

Hier fuhr die böse Bärbel auf, wie von einer Ratter gestoßen und wollte dazwischen reden, Herr Jakob verwies es ernst und ruhig:

„Laß den Mann zu Ende sprechen — ich will ihn hören und werde ihm sodann antworten!“ —

Sie ließ sich wieder auf den gepolsterten Sitz nieder und Herr Bobacher redete in seiner ruhigen Art weiter:

„Stellt mich mit meinem grauen Kopf an den Schandpfahl und die hier“ — er deutete auf seine Begleiter — „desgleichen, oder noch besser, stellt ganz Buchsweiler hin, denn Frau Kunigunde hat nur das ausgesprochen, was die ganze Stadt denkt.“

Das Angesicht Herrn Jakobs war wie in Blut getaucht, aber er preßte die Zähne fest aufeinander und hörte schweigend weiter zu, wie der Schultheiß fortfuhr:

„Herr, Ihr wißt, daß wir allzeit getreue und folgsame Unterthanen gewesen und Euch geliebt und verehrt haben als unsern guten Herrn. Bereitwillig hat Euer Ohr jederzeit unsere Klagen angehört und Eure Gerechtigkeit hat uns in unserem Recht geholfen. Wir mögen's nicht glauben, daß das anders geworden im Buchsweiler Land. Recht und Schutz heißen wir von Euch, Herr, wie in alten Tagen, denn wir und unsere Weiber und Kinder werden unwürdig behandelt, wie wir es nicht gewohnt sind und wie es niemals Brauch war unter der Herrschaft der Lichtenberge. Ihr wißt, wie wir mit Euch getrauert haben in den Tagen der Trübsal, da Eure edle Gattin starb und wie wir uns freuten, als Ihr Euch aus Eurer Trübsal aufrafftet; damals haben wir dem Weibe an Eurer Seite gedankt und wir hätten es gesegnet, wenn es Euer Engel und der des Landes zugleich geworden wäre. Aber sie ward es nicht, wir seufzen und stöhnen unter ihrer harten Hand und rufen zu Euch: Herr, helft uns in unserer Noth! Seid unser Regent und Vater, wie Ihr es vordem gewesen und gebt das Regiment nicht in die Hand des fremden Weibes, auf daß Eure Unterthanen nicht aufhören müssen, Euch zu segnen!“

Der alte Mann schwieg, Herr Jakob athmete tief auf, Bärbel aber war auf's Neue aufgesprungen und schrie in kreischendem Zorn:

„Das läßt Du Dir gefallen an diesem Orte und von diesen — —“

„Ruhig, Weib!“ gebot mit schwerem Ernst der Graf, dann wendete er sich zu den Männern:

„Ich werde Befehl geben, daß man die Bokelmannin befreie, hoffe aber, daß sie nicht zum anderen Male sich ehrenrührig über die Gräfin äußere; will's auch keinem anderen in Buchsweiler rathen, es zu vergessen, daß Frau Barbara mein Weib ist und Gehorsam fordern darf und Achtung. Ich habe Euch verwöhnt und bin zu gut gewesen, das macht Euch trübig; — für heute sei's vergessen, kommt mir aber kein zweites Mal, um in mein Regiment oder in mein Hauswesen dreinzureden. Geh!“

Ein Schatten flog über die fünf Gesichter, welche sämmtlich ein wenig bleicher geworden, aber keiner der Männer erwiderte ein Wort; vor Herrn Jakob sich verneigend, verließen sie das Gemach und ein höhnisches Aufstachen des bösen Weibes schallte hinter ihnen drein.

Schweigend gingen sie über den Schloßhof hinab nach der stillen Stadt, bis sie vor dem Schandpfahl stehen blieben, an dem noch immer Frau Kunigunde stand. Die Sonne schien ihr in's Antlitz, so daß sie die Augen gesenkt hielt, aber ihre Miene zeigte bewußte Freudigkeit. Herr Bokelmann rief ihr zu:

„Du wirst sogleich frei werden, Gündel!“ und nun stellten sich die Fünf hart neben den Pranger und blieben hier stehen mit entblößten Häuptionen, bis der Käufer des Grafen kam und den Befehl brachte, die Bestrafte loszugeben. Der Meister hob sein Weib herab von dem Gerüste und schlang um sie den Arm, Herr Ambrosius Bobacher mit dem goldenen Ehrenschnucke auf der Brust ging an ihrer anderen Seite und hinterdrein schritten die drei Rathsmannen. Aus allen Häusern aber kamen jetzt die Leute, Jung und Alt, und umdrängten mit fröhlichem Zuruf den Zug, so daß es den Knechten Herrn Jakobs bedünken wollte, als ob das Prangerstehen in Buchsweiler zur Zeit die größte Ehre sei, die irgend Jemandem erwiesen werden konnte. Das meldeten sie auch auf dem Schlosse droben, so daß es binnen Kurzem auch Frau Bärbel zu Ehren kam und ihren Triumph einigermaßen dämpfte.

Die fünf Männer aber waren in Meister Bokelmanns Haus eingetreten, wo ihnen ein Labetrunk vorgesetzt und wo eine ernste Berathung gepflogen ward, deren Ergebniß noch am selben Abend offenbar werden sollte.

4.

Das war ein eigenthümlich bewegter Tag in Buchsweiler. Die Leute arbeiteten nicht, wie an einem Feiertage, aber sie standen auch nicht müßig im Gespräch auf den Gassen herum, nur da und

dort huschte Einer wie heimlich und verstoßen zu seinem Nachbar und in den Werkstätten saßen Meister und Gefellen und hielten wunderliche Zwiesprach. Es hing unzweifelhaft etwas in der Luft über Buchweiler und nur Herr Jakob, den in seiner Gutmüthigkeit schon der Bescheid reute, den er den fünf Männern gegeben und der eine herbe Auseinandersetzung mit Frau Barbara gehabt hatte, ahnte nichts.

Die Nacht war angebrochen, dunkel und kühl, der Nordwind sang um die alten Stadthore und die Knechte, welche da und dort die Wache hatten, fröstelten und stuchten. Da kam es leise von allen Seiten heran gegen den Thorthurm, in welchem die Küstkammer sich befand und durch welchen es zugleich hinausging in der Richtung nach dem zwei Stunden entfernten Schlosse Lichtenberg, wo der Bruder Herrn Jakobs, ein trefflicher, ehrenhafter, Mann, dem die hochfährige Schwägerin ein Dorn im Auge war, saß.

Ehe sie es verfahren, waren die zwei Knechte im Thore überwältigt und gebunden; die Bürger, welche überall herbeikamen, bemächtigten sich der Waffen, und an die zweihundert Männer zogen in jener Nacht aus Buchweiler, um auf Schloß Lichtenberg sich Schutz und Recht zu suchen. Sie hatten wohl anfangs im Sinne, sich des Schloßes in Buchweiler zu bemächtigen, aber das war zu fest, hatte eine zu starke Bemannung und die Donnerbüchsen, so auf der Höhe des Walles aufgefahnen waren, waren eine zu gefährliche Sache, wenn man nicht über gleiche Waffen verfügte.

Am nächsten Morgen sah man in Buchweiler nur Frauen und Kinder auf den Gassen; was von Männern noch da war, hielt sich verborgen, theils weil sie krank, theils weil sie sich schämten, den Auszug der Andern versäumt zu haben. Die Frauen aber zeigten triumphirende Mienen und schauten trotzig hinauf nach dem Schlosse; an diesem Morgen dachte jedoch keine daran, ein Mittagsmahl zu kochen.

Um die neunte Stunde erschien ein gräßlicher Ausrufer in den Gassen und verkündete mit weiterschallender Stimme: Herr Jakob von Lichtenberg gebiete, daß spätestens im Laufe des nächsten Vormittags alle Bürgersfrauen, deren Männer die Stadt verlassen und sich dermaßen gegen ihren Herren aufgelehnt, sammt ihren Kindern aus Buchweiler ausziehen müßten.

Die Kunde verbreitete anfänglich Bestürzung; in ihrer Aufregung liefen die Weiber dahin und dorthin, sich mit ihren Mähnen und Gevatterinnen zu berathen, die Aengstlicheren fingen an, ihre Habseligkeiten einzupacken, in den Muthigeren aber erwuchs ein kecker Trub. Zu den letzteren gehörte auch Frau Kunigunde. Sie wollte mit ihrem Wüb-

lein die Stadt nicht verlassen, sondern abwarten, was Herr Jakob gegen wehrlose Weiber und Kinder unternehmen würde, ja im Nothfalle Gewalt gegen Gewalt setzen.

Es brauchte nur eine einzige so thatkräftige Natur, um hundert anderen Muth zu machen und so gab's in Buchweiler in der kommenden Nacht in allen Häusern eine gewaltige Aufregung, von welcher die böse Bärbel allerdings keine Ahnung hatte.

Sie war's, die Herrn Jakob zu dem schlimmen Erlaß bewogen hatte und sie freute sich auf den kommenden Morgen, ließ auch um die zehnte Stunde ihren braunen Zelter satteln und ritt an der Spitze von einer Schaar bewaffneter Knechte hinab in's Städtchen, um die säumigen und widerspenstigen Weiber gewaltsam zu vertreiben, während Herr Jakob finsternen Blickes in seinem Gemache auf- und niederschritt und mit sich selbst und mit dem schönen Weibe grollte, das ihm die Liebe seiner Unterthanen entzog.

In den Gassen von Buchweiler war's still, als ob Alles schon ausgezogen wäre; als aber die Knechte in die ersten Häuser traten, sahen sie überall Mutter und Kinder beisammen sitzen, als ob kein Befehl zum Verlassen der Stadt gegeben worden. In jedem Hause gab es Trotz und Widerstand und mit Gewalt mußten die Frauen herausgeführt werden und die weinenden Kinder kamen hinterdrein. Frau Bärbel sah finster drein und immer finsterner, je öfter dieselbe Scene sich wiederholte und als sie mit ihren Begleitern nach dem Markte einbog, schoß ihr die heiße Röthe ins Antlitz, denn hier war ihr mit einem Male der Weg verlegt und sie sah in die feindlichen Augen von Frau Kunigunde Bokelmann.

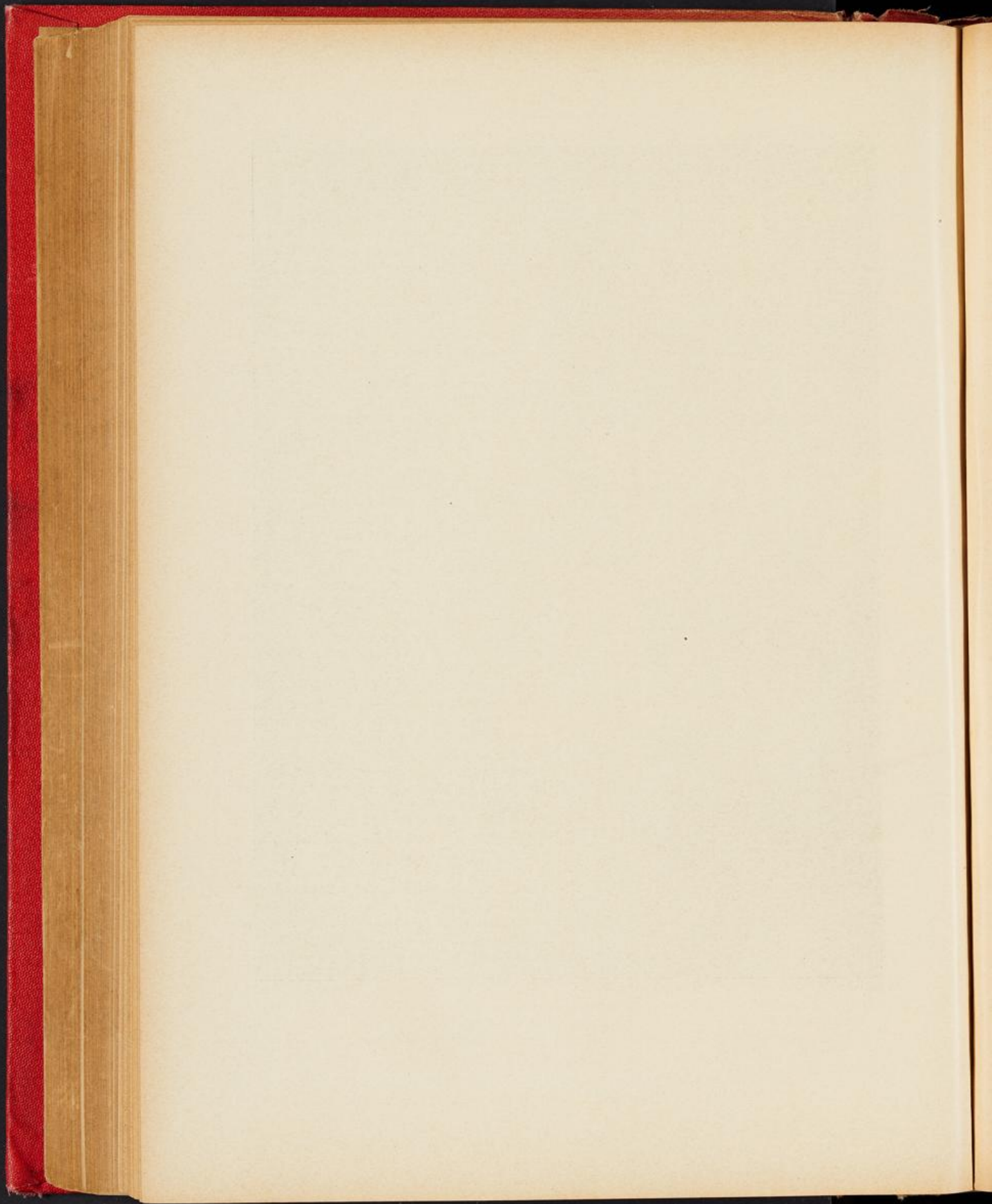
Dieselbe trug in der Rechten einen starken, eisenen Prügel und um sie her drängten sich wohl hundert Weiber und jedes von ihnen hatte eine Wehr in der Hand, wie der Augenblick und die Noth sie eben geliefert hatten: die Eine eine rostige Pike, die andere eine Art, die dritte eine Heugabel, und andere ähnliche Gegenstände, wie sie meist sonst zur friedlichen Hantirung bestimmt waren. Von allen Seiten kamen immer mehr Frauen heran und betroffen schaute die böse Bärbel auf den kampflustigen Haufen, aber nur einen Augenblick, dann schwoh ihr die Hornesader und sie gebot den Knechten: „Sprengt die tolle Bande auseinander und jagt sie hinaus zu ihren rebellischen Männern!“

Das war indeß schneller befohlen, als ausgeführt, denn wie der Führer der Knechte mit geborener Waffe vordringen wollte, fauste der Knüttel, welchen Frau Kunigunde in der Hand hielt, auf seine Eisenhaube, daß sie rasselnd zu Boden fiel, und ein zweiter rascher Hieb ließ den kräftigen Mann



Ein Besuch. Nach dem Gemälde von A. Treidler.

Photographic-Verlag der Photographischen Union (vorm. Fr. Bruckmann), München.



zurücktaumeln. Und als ob die Weiber nur auf solchen Anfang gewartet hätten, drangen sie nun von allen Seiten muthig gegen die Knechte vor und hieben und stachen mit einer Todesverachtung drein, die keine von ihnen sich vorher zugetraut hätte, und die mehr rückwärts standen und mit ihren Handwaffen nicht herankommen konnten, hoben Steine auf und schleuderten sie gegen die Knechte und gegen das gepunktete Weib, dessen hämische Gesicht todtbleich geworden war und das nun in feiger Angst und ohnmächtiger Wuth zitterte und bebte.

Es war Wahnsinn, hier aushalten zu wollen und so peitschte die böse Bärbel ihr Pferd, daß es unter dem Hohngelächter der Weiber und verfolgt von Steinwürfen wild mit seiner Reiterin, die krampfhaft sich an seiner Mähne hielt, durch die Gassen jagte, während das Häuflein der Knechte dichtgeschlossen sich mühsame Bahn brach und beschleunigten Fußes dann nach dem Schlosse hinaufstürzte, gefolgt von den erbitterten Weibern, die fast bis an das Thor herankamen und hier ein Siegesgeschrei anstimmten, das entseßlich in die Ohren der Frau Bärbel gellte und Herrn Jakob die Räche des Unwillens und der Scham in's Antlig trieb.

Das war der sogenannte Buchsweiler Weibekrieg.

Die weil sich aber die Frauen so tapfer hielten, waren auch deren Eheherren thätig gewesen und hatten Herrn Ludwig von Lichtenberg, den Bruder Herrn Jakobs, von ihrer Noth verständigt und ihn um seinen Beistand und seine Hilfe gebeten. Dieser aber war bereit, dem Regiment der bösen Bärbel ein Ende zu machen, zumal er ihretwegen sich mit dem Bruder entzweit hatte, und er sandte eilige Boten an den Markgrafen von Baden, an den Bischof von Metz, sowie an die Bürger der freien Reichsstadt Straßburg und heischte von ihnen in Anbetracht des guten Zweckes schleunigen Zuzug. Wartete selbigen aber nicht ab, sondern brach mit den Buchsweiler Männern, sowie mit seinen eigenen Knechten, die einige schwere Falkonete und Steinmörser mit sich führten, gegen das Städtlein auf.

Sie langten daselbst an und Niemand wehrte ihnen den Einzug, denn die tapferen Weiber waren zur Zeit noch Herren der Stadt und begrüßten mit jubelndem Zuruf die Schaar der Befreier, welche sich denn auch ohne Hemmniß nach dem Schlosse wendeten.

Herr Jakob hatte nicht im Entferntesten daran gedacht, daß seine Nachgiebigkeit gegen sein böses, schmeichselndes Weib zu sothanem blutigen Ernst führen würde, und war nicht wenig bestürzt, als er das Fährlein seines leibeigenen Bruders unter seinen Fenstern erschaute, sowie schon in den nächsten Tagen die Fährlein der Straßburger und Metz

II. 2.

und entseßte sich, als er die dunklen Mündungen der Geschütze heraufdrohen sah.

Hier war an einen Sieg oder an ein glimpflich' Entkommen nicht zu denken, man sah eingeschlossen, wie die Maus in der Falle und Herr Jakob fing an zu capituliren. Die Belagerer erklärten, sie wollten ihm durchaus nicht an den Leib, begehrten aber, daß er Frieden mache mit seinen Unterthanen und zur Befestigung dessen das böse Weib entlasse, das alles Unheil über das friedliche Buchsweiler gebracht habe; auch sollte er schwören, daß sie niemals zurückkehren dürfe. Herr Ludwig gab ihm 24 Stunden Bedenkzeit, nach deren Verlauf man mit Gewalt die böse Bärbel aus dem Schlosse holen und sie mitammt Herrn Jakob als Gefangene behandeln müsse.

Frau Barbara raßte anfänglich in blindem Zorne, dann aber weinte sie, wie ein verzärteltes Kind und beschwor Herrn Jakob bei allen Heiligen, er möge sie nicht verstoßen, sie könne nicht leben ohne ihn, und dem alten Manne, der sie so sehr lieb hatte, wollte der Jammer das Herz zerreißen. Er hielt sie fest an seiner Brust, streichelte ihr das dunkle, weiche Haar und die heißen Wangen, küßte den glühenden Mund und endlich sprach er ernst:

„Es muß sein, Bärbel! Aber sei ruhig, ich hab' einen Weg gefunden, auf dem wir Beide gehen können und der uns nicht auseinander reißt. Ich hab' ein stattlich' Haus in der Reichsstadt Hagenau, das schenk ich Dir zum Leibgedinge, dazu ein fürstlich' Jahreseinkommen, und Hagenau liegt nicht aus der Welt, so daß ich jede Woche Dich sehen und bei Dir sein kann.“

Da lächelte sie unter Thränen zu ihm auf und küßte ihn und war's zufrieden. — Am folgenden Morgen zog sie aus Buchsweiler fort, umgeben von berittenen Knechten und Pagen, äußerlich prunkend wie eine Fürstin, innerlich ein erbittertes, gedemüthigtes Weib. Die Schaar der Belagerer bildete eine breite Gasse, aber Keiner rührte die Hand, um sie zu grüßen. Es war ein peinlicher, stiller Ritt zwischen höhnischen Augen und trogigen Männergesichtern, er wurde aber zur höchsten Strafe, als der Reiterzug auch die Schaaren der Buchsweiler Weiber passiren mußte, die spottend der nun selbst Ausgewiesenen ihren Abschiedsgruß nachriefen. — In derselbigen Nacht aber, als Frau Barbara in Hagenau in ihrem neuen Hause eingezogen war, brach in der Stadt ein Feuer aus und legte drei Häuser in Asche. Ihr Eingang war nicht gesegnet, ihr Ausgang sollte es gleichermaßen nicht sein.

5.

Seitdem vergingen achtzehn Jahre und die böse Bärbel hatte sich auch in Hagenau keine Freunde

gemacht während dieser Zeit. Die Frauen haßten sie um ihres Hochmuths willen und wegen der Kleiderpracht, durch welche sie auch die reichen erbgesessenen Patrizierfrauen zu überbieten suchte und die Männer, als stolze, reichsfreie Bürger hohnlächelten über die Gräfin, die „auf bäuerlichem Mist“ herangeblüht war.

Da starb im Jahre des Herrn 1480 Jakob von Lichtenberg, der ihr seine Liebe bewahrt und bewiesen hatte bis an sein selig Ende und damit verlor die böse Bärbel allen Schutz und die einzige Stütze, welche sie besaßen, aber ihre Hoffart blieb dieselbe.

In dem gleichen Jahre aber, in welchem Herr Jakob zu seinen Vätern versammelt ward, vermählte Frau Kunigunde Vokelmann ihr bildhübsches Töchterchen, das ihr der Himmel ein Jahr nach dem Buchsweiler Weibekrieg geschenkt hatte, an den angesehenen Goldschmied Herrn Haslacher in Hagenau und die Hochzeit sollte mit Prunk und Lust gefeiert werden.

Es war ein sonnengoldiger Herbsttag, als der Hochzeitszug aus dem Hause Herrn Haslachers trat, denn die Hochzeit sollte aus verschiedenen Gründen in Hagenau gefeiert werden, wo die Braut zum Besuche bei einer Waise väterlicherseits einige Wochen gewohnt und auch ihren Herzliebsten kennen gelernt hatte.

Der Morgen war so schön, wie ihn eine Braut nur wünschen mag und die Kirchenglocken riefen so feierlich und friedlich über die Stadt hin und viele Leute waren zusammengelaufen, um das hübsche junge Paar zu sehen. Jedermann schien an demselben seine Freude zu haben, denn der junge Meister war beliebt und geachtet in Hagenau und das junge Bräutchen blühte wie ein just aufgebroschenes Röslein, am glücklichsten aber war wohl Frau Kunigunde Vokelmann, die gleich hinter dem Bräutigam ehrsam und mütterlichstolz neben ihrem ergrauten, aber noch immer stattlichen Eheherrn einhertritt. Ihre munteren Augen schienen ringsum zu fragen: „Wem ist wohl in ganz Hagenau heute so fröhlich zu Muthe wie mir?“

Da kam dem Hochzeitszuge eine Reiterin entgegen, gefolgt von einem Diener in gräßlich Lichtenbergischen Farben. Sie trug ein dunkles Trauergewand, aber das Antlitz sah hoffärtig und trübsig drein. Das war die böse Bärbel, und wie Frau Kunigunde sie erkannte, war's ihr, als ob ein Schatten in den sonnigen Tag fiel und als ob all' ihr Glück und ihre Seligkeit zu Jammer werden müßte.

Frau Barbara hielt ihr kaltes Ross an, um den Zug an sich vorübergehen zu lassen. Dabei traf ihr Blick die stattliche Brautmutter und ihre Augen schauten anfangs wie befremdet, dann aber

mit heißem, gehässigen Aufzucken nach der einstigen Jugendgefährtin. In demselben Augenblicke erhob auch die junge Braut ihr Antlitz zu ihr, fing den Blick auf, welcher der Mutter galt und es erfaßte sie ein Grauen, so daß ein Schauer durch ihren Körper lief und sie an der Hand ihres Bräutigams zitterte. Verwundert fragte derselbe, ob sie krank sei, sie aber schaute ihn mit glücklichem Lächeln an und schüttelte den Kopf.

Und es schien wahrhaftig als ob der böse Blick seine Wirkung gethan, denn ehe noch Herr Haslacher sein junges Weib ins Brautgemach geführt, ward dieses vom Herzschlag getroffen und starb in seinem und ihrer Eltern Armen. Und in derselben Nacht tobte ein Sturm über Hagenau, desgleichen alte Leute sich nicht entsannen, in den Lüften brüllte es wie von unheimlichen, wilden Gewalten, flammende Blitze loderten um die Thürme, so daß deren Wächter zitterten und beteten und in der ganzen guten Reichsstadt schlief kein Mensch, als nur Herrn Haslachers jungfräulich Eh'gemahl, das in seinem ewigen Traum so selig und friedlich lächelte.

In jener furchtbaren Nacht aber ward Frau Kunigunde eines gewiß: daß die Bärbel eine Hexe sein müsse, die durch Teufelskunst ihr das Kind gemordet habe — und sie erzählte das ihrem Manne und ihrem Eidam und beide stimmten ihr zu. An Hexen glaubte man ja allenthalben in jenen Tagen und der wahnsinnige Aberglaube der Menge konnte durch unglückselige Zufälle leicht zu entsetzlicher That gestachelt werden.

Das Wort, welches Frau Kunigunde zuerst ausgesprochen, lief am andern Morgen, als die Leute mit bleichen, überwachten Gesichtern in den Gassen standen und die Schrecknisse der Nacht noch einmal in übertriebenen Schilderungen durchlebten, mit unheimlicher Schnelle von Mund zu Munde. Zugleich entsann man sich, wie vor 18 Jahren, in selber Nacht, als die böse Bärbel einzog, ein Brand ausgebrochen sei, man flügelte heraus, daß sie an dem und jenem Hause vorübergegangen und daß Nachts darauf in demselben Jemand gestorben sei, ja selbst der Umstand, daß Herr Jakob sie zu seiner Gattin gemacht, ward daraus erklärt, daß sie mit Teufelskünsten den Sinn des edlen Herrn verführt, auch nachmals sein Gemüth verhärtet hätte gegen seine Unterthanen.

Es brauchte in jener rauhen, finstern Zeit nicht erst einer solchen Reihe beschwerender Indicia, um vor das Malefizgericht geschleppt zu werden und man brauchte dazu auch nicht einmal so verhaßt zu sein, wie es Frau Barbara in Hagenau war. Darum ward sie aus ihrem prächtigen Hause geholt und auf Befehl eines hochmögenden Rathes zunächst in den sogenannten Hexenthurm gebracht

und nun begann eine jener entsetzlichen Komödien, deren Ausgang nicht zweifelhaft war.

In einem finstern, feuchten Loche saß das unglückselige Weib Wochen lang und die noch allzeit blühenden Wangen schrumpften ein, die Augen wurden matt und die Haare ergrauten wie mit einem Male, so daß selbst die Richter verwundert sie anschauten, als man sie ihnen vorführte. Aber Keiner war unter ihnen, der Mitleid empfunden hätte.

Obwohl erst vier Jahre später Papst Innocenz VIII. seine Bulle gegen die Hexen erließ und das schenckalische Buch des Dominikaners Jakob Sprenger »Mallous maleficarum« zu deutsch »Hexenhammer« noch lange nicht erschienen war, verstand man doch damals ganz gut, mit »Unholdinnen« zu verfahren. Man begann auch bei Frau Barbara mit der »Ausförschelung in Güte«.

Die Angeklagte gab zu, daß sie an die Existenz von Hexen glaube, hätte auch nicht anders aussagen können, wofern sie nicht als Ketzerin hätte verurtheilt werden wollen — aber daß sie selbst eine solche sei, leugnete sie entschieden, selbst dann, als man durch Kerker und Hunger sie müde gemacht zu haben vermeinte. Da blieb dann nur »die peinliche Frage« übrig.

Auch Hagenau hatte seine Folterkammer, wie jede hochpreisliche deutsche Reichsstadt, und sie war säuberlich ausgestattet mit all' jenen Instrumenten, welche die raffinierte Rohheit der »guten alten Zeit« ausgeföhnen, mit Daumschrauben und Streckleitern, gespicktem Hasen und spanischen Stiefeln, siedendem Del und flüssigem Blei und Frau Barbara erschauerte, als sie von Moder- und Blutdunst umweht, in dem entsetzlichen Raume stand und der Büttel ihr grinsend sein fürchterlich Handwerkszeug vorwies und anfing, ihr die Kleider vom Leibe zu reißen.

Nur das Ohr der Richter vernahm das unheimliche Knarren der Marterwerkzeuge und das qualvolle Stöhnen der Gefolterten und da man sie an allen Gliedern verrenkt und blutig zu dem Kessel mit glühendem flüssigem Metall hingerierte, da bekannte sie Alles, was man nur immer wollte, daß sie mit Teufelskunst Herrn Jakob verführt, mit bösen Ränken Unheil über die gute Stadt Hagenau gebracht und auch der jungen Frau Haslachlerin Tod verursacht habe.

Auf iothanes Bekenntniß hin ward sie als Teufelsbuhle zum Flammentode verurtheilt, und zwar mit »Einäscherung bei gehendem Athem«, wie nachmals der stehende Ausdruck für das Lebendigverbranntwerden lautete.

Zwei Tage später klang das Armesünder-Blöcklein durch Hagenau und durch die Straßen ging ein schauerlicher Zug. Auf einem elenden Karren,

in Stroh gebettet, saß die »Unholdin«, ein gebrochenes, elendes, altes Weib mit tiefliegenden, irren Augen und stierte in unsäglicher Angst auf die Menschen, die sich mit Fluchen und Verwünschungen um ihr erbärmlich Fuhrwerk drängten. An ihrer Seite saß mit grinsendem, rohen Gesicht der Büttel und Stadtknechte waren ringsumher.

Vor dem Thore war das Holzgerüst errichtet und zwischen den Strohbindeln stand ein hoher Pfahl. Als die Deliquentin das sah, erschauerte sie, aber der Büttel riß sie, als der Karren stand, mit roher Faust herab von demselben, zerzte sie hinan und band sie fest an dem Pfahl, damit sie nicht umsinke. Noch immer wimmerte von der Stadt her die Armesünderglocke und der Richter zerbrach das weiße Stäblein. Die wogende Menschenfluth ringsumher war stille, nur eine Stimme klang laut und vernehmlich:

»Heute stehst Du am Pranger, Hexe von Hagenau!«

Da richtete die Verurtheilte sich auf und sah mit weitgeöffneten Augen nach der Stelle, woher der Ruf kam und hier stand Frau Kunigunde Bokelmann. Die Augen der Beiden begegneten sich, kaum eine Sekunde lang, denn da sie das Wort gerufen, erhielt die ehrsame Meisterin einen unsanften Backenstreich und fühlte sich gewaltsam durch die Menge gezogen. Und da sie die letzten Gaffer hinter sich hatte, hielt Herr Bokelmann an und sah auf sein Weib, dessen Gesicht von dunkler Gluth überdeckt war.

Er hatte niemals die Hand erhoben gegen sie und weil sie das wußte, konnte sie die Augen nicht zu ihm aufschlagen. Sie schämte sich des Wortes, das sie gerufen und schluchzte jetzt laut auf an des Gatten Brust:

»Verzeih' mir's — aber sie hat unser Kind gemordet!«

»Dafür büßt sie jetzt schwer!« sprach ernst Herr Bokelmann.

»So sei Gott ihr gnädig!« entgegnete Frau Kunigunde und preßte ihr Antlitz fester gegen das Herz ihres braven Eheherrn. Dann gingen sie beide still und Hand in Hand nach der Stadt zurück. Hinter ihnen aber lohten die Flammen auf und wehten wie ein goldner Mantel um das unselige Weib her, das bei der Stimme der gehäßten Jugendgefährtin in finstern Todestrog sich aufrichtete und stolz erhoben stand, bis Rauch und Qualm und Gluth sie verhüllte. —

So starb die böse Bärbel im Jahre 1480. Ihr Bild ist noch heute neben dem Herrn Jakobs zu schauen auf der Stadtbibliothek zu Straßburg und verdankt seinen Ursprung der Meisterhand des Bildhauers Niklas von Leyen.

Cultur und Strafrecht.

Von

Dr. Ludwig Fuld.

Wer das innerste Geistesleben der Völker kennen lernen, wer ihre rechtlichen und sittlichen Meinungen und Anschauungen in untrüglicher Weise erfahren will, muß den Entwicklungsgang einer aufmerksamen Würdigung unterziehen, welchen ihr Strafrecht aufweist. Wer es versteht in diesem Theile des Rechts mehr als den dürren Buchstaben des Gesetzes zu lesen, wer seinen tiefern Gehalt zu ergründen vermag, dem offenbart sich das Leben der Volksseele in intensivem Grade. Denn das Empfinden und Denken der Völker, sagt mit Recht Thering, kann nirgends deutlicher beobachtet werden als im Strafrecht und das Strafrecht ist, wie unser illustrier Zeitgenosse bemerkt hat, in der That das Antlitz des Rechts, es ist der Punkt, wo die feinsten Nerven zusammentreffen, wo alle Veränderungen sich am ehesten einprägen. Die Beziehungen zwischen Strafrecht und Cultur sind so enge und untrennbare, daß kein Culturohistoriker, wenn anders er seiner Aufgabe in vollem Umfange gerecht zu werden versteht, es wagen darf, die Cultur eines Volkes ohne Kenntniß seiner strafrechtlichen Entwicklung darzustellen, und wenn dies trotzdem oft genug geschieht, so bietet dieser Umstand auch eine Erklärung für die unbefriedigende Art und Weise, in welcher manche Geschichtschreiber ihre Aufgabe lösen. Das Strafrecht gestattet einen unmittelbaren Schluß auf die culturelle Entwicklung. Die strafrechtlichen Satzungen enthalten Aussprüche über die Summe der Handlungen, welche die zu einem größeren Ganzen vereinigten Individuen als Verletzungen des Rechts und der Sitte, als Angriffe auf die Lebensbedingungen der Gesamtheit betrachten und von diesem Gesichtspunkte aus läßt sich sagen, daß sich im Strafrecht die sittliche Höhe eines Volkes kundgibt. Wenn in den alten Volksrechten der deutschen Stämme, die in den ersten Jahrhunderten nach der Völkerwanderung entstanden, eine außerordentlich erhebliche Menge von Strafbestimmungen sich gegen die Verletzung des Sittengebotes richtet, so werden wir hieraus schließen dürfen, daß die übersäuende Volkskraft der erst

in die Geschichte eintretenden Völkerschaften die durch die Sittlichkeit gesetzten Schranken zu mißachten sehr geneigt war, daß aber die Cultur unserer Vorfahren sich schon weit genug entwickelt hatte, um den Unwillen der Gesamtheit ob solcher Thaten durch wirksame Bücktigung des Unbändigen deutlich auszudrücken. In dem Volksrechte der Bayern findet sich eine Bestimmung, welche vielleicht besser als irgend eine andere die Ansicht des damaligen Gesetzgebers über Sittlichkeit zum Ausdruck bringt. Mit schwerer Geldbuße strast das Gesetz das „Holzmirung“ genannte Delikt, d. i. die Frechheit des Mannes, der es wagt, einem freigebohrenen Weibe das herabwallende Gewand bis über den Knöchel emporzuheben. Manus indisches Gesetzbuch kennt eine Vorschrift, welche mit strenger Strafe denjenigen bedroht, der in der Gegenwart sittsamer Frauen sittenlose Redensarten in den Mund nimmt. Die Satzungen zeigen, daß die sittliche Anschauung der Völker in jener Zeit schon eine hohe Stufe erreicht hatte und dies ist selbstverständlich ein sehr wichtiger Beitrag zur Beurtheilung ihrer damaligen Cultur. Der Culturgrad offenbart sich aber nicht minder in der Auswahl der Strafen, von welchem das Recht Gebrauch macht, und in der Auswahl der strafbaren Handlungen, welche es in das Gebiet der Strafsatzungen aufnimmt. Je weiter wir in der Cultur zurückgehen, desto grausamer werden die Strafen und desto häufiger sind sie für die geringfügigsten Verletzungen angedroht. Da finden wir die schmerzhaftesten und mit dem ersinderischen Raffinement eines geübten Henkers ausgestatteten Leibes- und Lebensstrafen. Nach altperischem Rechte wurde die Ehebrecherin von Hunden zerrißen, in anderen orientalischen Gesetzen wird ihr das Herabstürzen von einem Thurme angedroht, China und Japan, die sich stets durch besondere Grausamkeit auszeichneten, kannten das stückweise Zerhacken und Zerstampfen der Glieder, sogar das mosaische Recht strast sie mit dem Tode. So grausam die Strafmittel des Abendlandes auch waren, so sehr

standen sie in dieser Beziehung hinter denjenigen des Morgenlandes zurück. Die Phantasie ist nicht im Stande, sich die Qualen auszumalen, welche der orientalische Despotismus, in dem sich, wie stets, Wollust und Grausamkeit paarten, zur Bestrafung der Verbrechen erdachte und hierin zeigt sich nicht zuletzt, wie sehr die orientalische Cultur hinter der occidentalischen zurücksteht. Es ist charakteristisch und für den Zusammenhang zwischen Cultur und Strafrecht äußerst wichtig, daß die orientalischen Strafrechte besonders ausgesuchte Strafen für den weiblichen Verbrecher kannten; während die occidentalischen doch immer einigermaßen Rücksicht auf die weibliche Schamhaftigkeit nahmen, findet sich in jenen keine Spur hiervon und der Bund zwischen Wollust und Grausamkeit könnte durch die Erfahrungen nicht drastischer bewahrt werden als durch diese Strafrechte. Beispiele zur Bestätigung dieser Behauptung anzuführen, verbietet die Rücksicht auf unseren Leserkreis. Freilich ist auch in Deutschland in dieser Beziehung sehr viel gesündigt worden und die Unwahrheit, mit welcher die Romantiker die Herrlichkeit des Mittelalters schildern, könnte nicht besser illustriert werden, als durch die Rücksichtslosigkeit der damaligen Justiz gegen die weibliche Ehre.

Durch die Auswahl der Verbrechen läßt das Strafrecht einen tiefen Blick in die wirtschaftliche Cultur thun. In den ältesten Strafrechten finden sich meistens strafbare Verletzungen des Lebens und der Gesundheit, grobe Angriffe des Vermögens mit Strafe bedroht. Manu's Gesetzbuch und die Volksrechte der Deutschen, das Alte Testament und das nordische Recht richten ihr Hauptaugenmerk auf Schutz des Lebens und der Gesundheit. Der Culturhistoriker muß daraus schließen, daß der Vermögensverkehr jener Zeiten noch ziemlich unentwickelt war, weil die Verletzungen desselben die Aufmerksamkeit des Gesetzgebers in so geringem Maße beanspruchten. Im Gegensatz hierzu wird der Historiker der Zukunft aus unseren Strafgesetzen folgern, daß der Vermögensverkehr eine hohe Entwicklung aufwies, weil sich der Gesetzgeber mit seinen Verletzungen in hervorragendem Umfange befaßte.

Das Strafrecht zeigt aber auch dadurch seinen Zusammenhang mit der Cultur, daß sein Umfang je nach der Culturstufe verschieden ist; fortgeschrittene Völker pflegen die Ahndung gewisser Dinge mehr der Sitte und öffentlichen Meinung, als dem Strafrichter zu überlassen und so kommt es, daß Handlungen, welche früher den schmerzhaftesten Tod nach sich zogen und bei zurückgebliebenen Völkern auch heute noch sehr streng bestraft werden, in civilisirten Staaten entweder gar keinen Platz mehr im Strafrechte haben oder doch mit geringer Strafe

bedroht sind. Welche Wandlungen hat in dieser Beziehung die Verletzung der ehelichen Treue erfahren! Von dem Rechte des asiatischen Stammes, welches das sündige Weib lebendig zu siedern befiehlt, bis zu dem Rechte unserer Vorfahren, das die untreue Gattin schimpflich aus der Gemeinde austieß, welch' ein Schritt, und zwischen diesem Standpunkte und demjenigen der modernen Zeit welche Entfernung! Wie prägt sich in diesen verschiedenen Strafen die culturelle Entwicklung jeder Zeit deutlich aus! Nach spanischem Rechte werden Frauen, die ihren Gatten ungehorsam sind, und Gatten, welche ihre Frauen mißhandeln, mit Haft bestraft, zänklische Eheleute werden zuerst polizeilich verwarnt und sodann gleichfalls bestraft. Sind diese Vorschriften nicht bezeichnend für die Cultur der Hidalgo's und steht nicht die Thatfache, daß sie den Deutschen, Franzosen und Engländern unbekannt sind, mit der Cultur dieser Völker in Zusammenhang! Nach chinesischem Rechte trifft den Ungehorsam gegen Eltern die schrecklichste Strafe, nach den Rechten Europas ist diese Handlung keine strafbare. Jene wie diese Thatfache entspricht der beiderseitigen Cultur und wenn der Koran die Schöne, welche auf ihn schwört, mit Strafe bedroht, sofern sie einem Sterblichen außer ihrem polygamischen Ehemann ihr Antlitz enthüllt, so ist dies eine Consequenz der sittlichen und religiösen Cultur des Islam so gut wie die Bestrafung des Kindesmordes bei den civilisirten Völkern und die Straflosigkeit desselben in China ein Resultat der betreffenden Cultur darstellt. In plastischer Anschaulichkeit bringen diese Vorschriften die für die betreffende Gemeinschaft maßgebenden Anschauungen zum Ausdruck. Große Ueberbevölkerung, verbreiteter Pauperismus, ungenügende Würdigung des kindlichen Lebens vom Standpunkte der Ethik, das sind die Gedanken, zu welchen die chinesische Eigenthümlichkeit Anlaß giebt, während die strenge Bestrafung der That bei den civilisirten Nationen die Ideenverbindung anregt, daß die Vorschrift des Sittengebotes, „Du sollst nicht tödten, heilig sei Dir das Leben“, von dem Rechte in einem Grade aufgenommen wurde, um alle übrigen Rücksichten zurücktreten zu lassen.

Die Aufdeckung der Gründe, die für die Entstehung einer Strafvorschrift bestimmend sind, ist eine der interessantesten Aufgaben der Culturgeschichte und Völkerpsychologie; sie läßt die schaffende Thätigkeit der Volksseele beobachten. Sie ist freilich in vielen Fällen, besonders wenn es sich um längst vergangene Zeiten oder solche Völker handelt, deren Lebensverhältnisse uns unbekannt sind, nicht möglich. Daher der uns seltsam und häufig unbegreiflich erscheinende Charakter vieler Strafrazungen. Wären uns ihre

Entstehungsbedingungen bekannt, so würden wir auch in ihnen einen adäquaten Ausdruck der betreffenden Cultur erblicken und je mehr die längst verschwundenen Zustände durch den menschlichen Forschergeist aus dem Schutt der Vergangenheit ausgegraben werden, um so mehr verringert sich auch der Kreis der Strafvorschriften, die uns wie ein Buch mit sieben Siegeln gegenüberstehen.

Vor Montesquieu, welcher mit der glücklichen Begabung des echten Genies den Historiker und Völkerpsychologen in sich vereinte, war die enge Verbindung zwischen Cultur und Strafrecht selten mit zielbewusster Klarheit ausgesprochen worden und erst seit der Wirksamkeit des großen Mannes ist die Erforschung derselben zu einem beliebten Gegenstand geworden. Freilich ist dieselbe noch nicht sehr weit vorangeschritten, noch breiten sich Goldfelder von ungeahnter Größe aus, noch ist die Verwerthung der Geschichte des Strafrechts für die culturelle Entwicklung der Menschheit eine ungenügende. Je mehr aber die Geschichtschreibung die

Schilderung der Cultur in's Auge fassen, je mehr sie die culturellen Fortschritte als einen der wesentlichsten Theile ihres Gegenstandes ansehen wird, wie es Thomas Buckle in so großartiger Weise gethan hat, um so mehr wird sie auch dem Zusammenhang zwischen Cultur und Strafrecht ihre volle Aufmerksamkeit zuwenden, um so mehr wird sie zu der Einsicht kommen, daß in dem Strafrecht alle Strahlen der Cultur gleich einem Brennpunkte sich vereinigen. Denn das Recht bildet nur ein Glied in dem Ganzen des Volkslebens, das ebenso dieses mit verstehen und begreifen lehrt, wie es umgekehrt selber nur im Ganzen begriffen werden kann. Und wenn das Recht überhaupt mit tausend Fäden mit der nationalen Entwicklung zusammenhängt, so gilt dies ganz besonders vom Strafrecht. Das lebendige Wechselverhältniß, in welchem gerade es mit allen Seiten des Culturlebens steht, macht es selbst zu einem großen Stücke der Cultur, zu einem Stücke nationaler Cultur.

Torpedowesen und unterseeische Schiffahrt.

Von

G. van Muyden.

Seit einigen Jahren concentrirt sich das Interesse der Marine-Fachkreise, besonders in Deutschland, in der Hauptsache auf die Torpedoboote und auf die von ihnen dem Feinde entgegenzuschleudern den furchtbaren Sprenggeschosse. Kein Wunder daher, wenn einerseits Alles aufgeboten wird, um diese Boote, wie auch die Torpedos selbst, immer leistungsfähiger zu machen, und wenn von allen Seiten diesbezügliche Vorschläge auftauchen.

Die Torpedoboote, d. h. diejenigen leichten Fahrzeugen, welche speciell dazu bestimmt sind, sich dem Feinde möglichst zu nähern und alsdann den oder die mitgeführten Torpedos gegen denselben abzuschießen, haben vornehmlich zwei Bedingungen zu erfüllen: Sie sollen eine solche Geschwindigkeit entwickeln, daß sie jedes feindliche Fahrzeug einholen, aber auch sich gegebenen Falles der Verfolgung schnelligst entziehen können; dann müssen sie möglichst unsichtbar sein, damit ihre Annäherung nicht so leicht bemerkt wird.

Erstere Bedingung erfüllen besonders die deutschen Torpedoboote in hohem Maße, da sie eine

Geschwindigkeit von über 20 Knoten entwickeln und damit jedes Panzer- oder Kreuzerschiff um mehrere Knoten schlagen. Mit der Unsichtbarkeit hapert es aber noch bedenklich. Einmal bildet der vom Dampftrieb unzertrennliche Schornstein ein ziemlich weit sichtbares Object; sodann hat aber das Bestreben, den Schiffsrumpf dem Blicke des Feindes möglichst zu entziehen, dahin geführt, daß man den auftauchenden Theil desselben so weit angänglich verkleinerte. Dies hatte aber zur Folge, daß jede Welle über das Deck hinwegschlägt, und daß der Aufenthalt auf den Torpedobooten bei Seegang geradezu unerträglich wird. Baut man aber die Torpedoboote größer und macht sie dadurch seetüchtiger, so müssen sie sich in respektvoller Entfernung vom Feinde halten, weil sie sonst von den schweren Geschossen derselben sehr bald in den Grund gebohrt werden, und ihre Torpedos aus weiter Ferne, das heißt mit geringer Aussicht auf Erfolg, schleudern, da die bisher eingeführten nicht lenkbar sind, und somit gegen ein bewegliches Ziel nur aus größter Nähe brauchbar sind.

Kein Wunder daher, wenn die Techniker sich in neuerer Zeit einmal der Lösung der Frage des lenkbaren Corpedos, sodann aber dem noch schwierigeren Problem des unterseeischen Corpedobootes zugewendet haben.

Was zunächst die Lenkbarkeit der modernsten Sprengwaffe anbelangt, so steht es mit der Lösung dieser Frage allerdings bei Weitem nicht so schlecht, wie mit der Frage des lenkbaren Luftschiffes. Bisher hat es indessen den zahlreichen Erfindern von lenkbaren Corpedos nicht gelingen wollen, die Ergebnisse ihres Fleißes und Scharfsinnes zur Einführung bei den Flotten der Seemächte zu bringen. Die lenkbaren Corpedos stehen somit streng genommen sämmtlich erst auf dem Papiere, und es fehlt ihnen die unentbehrliche Weihe der Erfahrung, der langjährigen Versuche im Frieden, geschweige denn der Feuerprobe. Dies ist vom Standpunkte der Technik zu bedauern, da die vorgeschlagenen lenkbaren Corpedos meistens sehr sinnreich sind und ihren geistigen Urhebern das günstigste Zeugniß ausstellen. Die lenkbaren Corpedos der neuesten Zeit werden meist mittels sich abrollender elektrischer Leitungen vom Corpedoboote oder vom Schlachtschiffe aus gelenkt und auch elektrisch getrieben. Der eine weist sogar die Einrichtung auf, daß er sich, wenn die Leitung abgerollt ist, von diesem Gängelbände freimacht und sich alsdann selber steuert. Das geschieht wie folgt: Der Corpedo birgt einen Kompaß, dessen Nadel, sobald sie in Folge einer Veränderung im Kurse des Corpedos ihre Stellung verändert, Contacte schließt und damit ein Wirken der Steuervorrichtung herbeiführt. Unter den Erfindern von lenkbaren Corpedos sind besonders Ley, Williams und Nordenfelt zu nennen.

Der Letzgenannte hat sich auch neuerdings auf dem Gebiete der unterseeischen Schifffahrt einen Namen erworben. Nach mehrjährigen Versuchen gelang es ihm, ein kleines Fahrzeug zu bauen, welches zeitweilig untertauchen und sich damit unsichtbar machen kann. Es wurden im letzten Herbst bei Kopenhagen damit Versuche veranstaltet, die nicht ganz unbefriedigend ausfielen, zugleich aber darthaten, daß der Erfinder noch Vieles nachzuholen hat, wenn sein Boot in das Inventar der europäischen Flotten aufgenommen werden soll.

Der Hauptfehler des Nordenfelt'schen Unterseebootes dürfte darin liegen, daß der Erfinder zum Dampf als Triebkraft seine Zuflucht nahm, d. h. zu einer Triebkraft, die Feuer und folglich Luftzufuhr zur Voraussetzung hat. Sobald das Boot untertaucht, muß in Folge dessen die Kesselfeuerung aufhören, und die Maschine arbeitet nur noch mit vorher aufgespeichertem überhitzten Dampfe, der schwerlich lange vorhält und überdies ein langdauerndes Anheizen — man spricht von 12 Stun-

den — erfordert, ehe das Boot seine Fahrt antreten kann. Ein Haupterforderniß aber bei solchen Booten ist, daß sie stets marschbereit sind.

Dem zweiten Hauptfehler, daß die Luft im Innern des Bootes nicht erneuert wird, dürfte hingegen un schwer abzuhelfen sein.

Sonst sind die Einrichtungen am Nordenfelt'schen Boote recht praktisch. Hervorzuheben sind namentlich zwei wagerechte Schrauben, welche das Sinken des sonst an der Oberfläche schwimmenden Fahrzeuges herbeiführen, sowie zwei automatisch arbeitende Flügel, die das Einhalten einer wagerechten Fahrt ermöglichen. Der Beobachtungsturm ragt stets aus dem Meere, weil die Mannschaft sonst nicht sieht und das Boot nicht steuern kann. Dafür verräth aber der Thurm die Nähe des fischähnlichen Bootes, und dies ist auch ein Fehler, dem nicht so leicht abzuhelfen sein möchte.

Dem Nordenfelt'schen bei weitem überlegen ist aber das erst vor wenigen Tagen bekannt gewordene Unterseeboot des Franzosen Goubet, von welchem die russische Regierung, ohne daß das die Ohren stets zuspitzende Europa eine Ahnung davon hatte, 300 Stück bestellt hat. Es sollen bereits 50 zur Ablieferung gelangt sein.

Die große Ueberlegenheit des Goubet'schen Bootes besteht einmal in der Anwendung einer schraubenartigen Steuervorrichtung, welche das Lenken des Fahrzeuges nach rechts und links, nach oben und unten auch dann ermöglicht, wenn es stillsteht; sodann aber in der Anwendung der Elektrizität, d. h. einer von der Luftzufuhr abhängigen, stets bereiten Triebkraft.

Wir wollen nunmehr wenigstens die Hauptorgane des Bootes unseren Lesern verständlich zu machen suchen.

Das cigarren- oder fischförmige Fahrzeug hat eine Länge von etwa 5 Metern. Die beiden beherzten Männer, welche dessen Besatzung bilden, gelangen durch die aufzuschraubende Kuppel in das Innere, die nach den Seiten und nach oben mit Gucklöchern versehen ist. Nachdem die Kuppel wieder luftdicht verschlossen, nehmen die Männer Platz und der Matrose bringt den hinten befindlichen elektrischen Motor mit der vorne am Bug angeordneten galvanischen Batterie in Verbindung, worauf sich die Schraube zu drehen beginnt. Diese Schraube läßt sich, wie bemerkt, mittelst eines Rades nach allen Seiten verstellen und sie ersezt somit das Steuer in vollkommener Weise. Ist dann das Boot dem Feinde so nahe gekommen, daß ein Verschwinden rathsam erscheint, so bewirkt der Führer mittelst eines Hahnes, daß das Wasser in die betreffenden Behälter entströmt, worauf das Fahrzeug so weit sinkt, daß auch die Kuppel nicht mehr sichtbar ist. Soll es aber wieder auftauchen, so werden

diese Behälter mit Hülfe des Hebels, den der Führer in der Hand hält, sowie einer Röhre geleert, die mit einer Pumpe in Verbindung steht. Das unter dem Boote angebrachte Ballaststück verhindert dessen Rollen. Man kann es vom Innern aus für den Fall loslösen, daß die eben erwähnte Pumpe nicht mehr arbeiten sollte, worauf das Fahrzeug wieder aufsteigt.

Vorne und hinten befinden sich zwei Behälter und zwischen den beiden Besatzungsmännern eine Linse. Diese Organe bewirken es, mit Hülfe von hinreichenden Vorrichtungen, die zu beschreiben zu weit führen würde, daß das Boot von selbst eine horizontale Fahrt beibehält, nicht abwechselnd auf- und absteigt. Dies ist von der größten Wichtigkeit. Die Erfahrung mit den bisherigen Booten hat nämlich gelehrt, daß ein unterseeisches Fahrzeug aus nicht ganz aufgeklärten Gründen eine wellenförmige Bewegung sofort annimmt. Diese zu verhindern, war aber eine Hauptaufgabe, weil sonst an Einhalten der Fahrtrichtung nicht zu denken ist und auch das Boot gerade im entscheidenden Augenblick auftauchen könnte.

Die beiden Lenker des Goubet'schen Fahrzeuges sitzen auf Stühlen, welche einen Vorrath Preßluft enthalten, aus welchem die Luft im Innern erneuert wird, während eine geeignete chemische Vorrichtung die ausgeathmete Luft von den schädlichen Bestandtheilen befreit und wieder athembarm macht.

Von zweifelhaftem Werth erscheint das vorne angebrachte, durch eine elektrische Lampe beleuchtete Messer, welches dazu dienen soll, die Leitungen der Streutorpedos abzuschneiden. Dagegen ist der Gedanke praktisch, die Boote für den Fall, daß die Elektrizität ausgeht oder der Elektromotor in Unordnung gerathe, mit von innen zu bewegenden Rudern (Riemen) auszustatten, die bei der Fahrt anliegen und somit nicht stören.

Wir kommen nun zum wunden Punkte des beladenen nur 1800 Kilogramm wiegenden Goubet'schen Fahrzeuges. Wir meinen den hinten angeordneten Torpedoapparat.

Hat sich das Boot einem feindlichen Schiffe so weit genähert, daß an die Erfüllung der Auf-

gabe desselben gedacht werden kann, so löst der Steuermann den mit 50 Kilogramm Dynamit geladenen tellerförmigen Torpedo mittelst der sichtbaren Handhabe. Dieser steigt dann auf, heftet sich an den Rumpf des zu zerstörenden Fahrzeuges und wird durch die sich abrollende elektrische Leitung zur Explosion gebracht, sobald sich das Unterseeboot so weit entfernt hat, daß es nicht mehr beschädigt werden kann. Räthselhaft ist es, wie der Erfinder auch nur einen Augenblick annehmen konnte, der Torpedo werde sich in den Rumpf eines sich bewegenden Schiffes, zumal wenn dieses aus Eisen gebaut ist, so fest einbohren, daß er nicht weggespült wird. Selbst wenn das Schiff vor Anker liegt, dürfte die Strömung oder der Wellenschlag dieses Fortspülen leicht bewirken.

Der Luftvorrath soll für acht Stunden, der Elektrizitätsvorrath dagegen zu einer vierzehnstündigen Fahrt ausreichen.

Es bezeichnet die Goubet'sche Erfindung offenbar einen bedeutenden Fortschritt in der unterseeischen Schifffahrt. Von einer wirklichen Lösung des Problems sind wir indessen noch weit entfernt. Es dürfte vielmehr noch viel Wasser den Berg ablaufen, ehe es dem menschlichen Scharfsinn gelingt, ein größeres Schiff zu bauen, welches dauernd unter Wasser fahren kann und dessen Besatzung damit den zahlreichen Fahrnissen einer oberseeischen Fahrt entriickt wird, ein Schiff, dem Wind und Wellen nichts anhaben können. Es sind hierzu, abgesehen von untergeordneten Punkten, vor Allem drei Probleme zu lösen: Zuerst die stete Erneuerung des Elektrizitätsvorrathes aus dem Seewasser, eine Aufgabe, deren Lösung allerdings angebahnt ist; ferner die stete Erneuerung der Athmungsluft für eine größere Anzahl Menschen, endlich eine ausreichende Beleuchtung des umgebenden Wassers mittelst mächtiger elektrischer Lampen, damit der Führer Hindernisse zeitig bemerken kann.

Daß die Probleme dereinst ihre Lösung finden, steht für uns außer Frage. Leichter ist die Sache jedenfalls wie die Lösung der Frage des lenkbaren Luftschiffes, mit der sich so viele tüchtige Menschen abquälen.



In der Mittagsgluth.

Von

Helene Pichler.

Er wanderte im glühenden Mittagssonnenschein durch die Dünen, und es hatte einen Zweck, daß er zu so ungewöhnlicher Zeit so ungewöhnlichen Weg ging. Zu dieser Zeit war es einsam am Meeresgestade, und er war ein Dichter und liebte die Einsamkeit, besonders die Einsamkeit des Meeres. Nirgends ist es einsamer, als am Strande des Weltmeeres zur Mittagszeit im Hochsommer. Dann ruhen nicht nur die Menschen, sondern auch die Thierwelt scheint eine Pause zu halten, in welcher ihr Leben schläft, und die Pflanzen nicken ebenfalls traumbevangen, solange die Sonne im Zenith steht. Nur das Meer schläft nicht; das Wasser ist das ewig Lebendige und ruht niemals.

Er ging jeden Tag denselben Weg, und auf denselben Platz legte er sich nieder. Ein Felsstück ihm zu Häupten, welches schattenspendend allzugroße Gluth von seinem Gehirn fernhielt und zu seinen Füßen der feuchte Sand, an dem die Wellen stoßweiße hinaufleckten. So lag er jeden Tag und glaubte Gedanken zu sammeln. Der Thor! Gedanken werden nur im engen Stübchen geboren, sie gedeihen weder im Weltgetümmel, noch in der Weltstille. Er träumte. Seine Phantasie spann seltsame Gewebe voll goldener Blumen und wirkte uralte Sprüche der Weisheit und Wahrheit hinein; die hielt er dann für seine eigenen Gedanken. Das war eine Selbsttäuschung, aber er war glücklich dabei, und — er war Dichter, so ließ sich das begreifen. Und es war auch gut so; denn würde es ohne Selbsttäuschung und Phantasie einen Dichter geben?

Täglich um die Mittagsstunde ging auch die braune Fischerdirne den Strand entlang; das war das einzige Lebewesen außer ihm. Aber sie gehörte nicht zu den Menschen draußen in der Welt, sondern fügte sich als nothwendiger Theil der großen Landschafts-Einsamkeit ein. Ja, dem Dichter wollte es bedünken, der sandige, klippenbesäete Strand würde minder ergreifend melancholisch sich dahinstrecken, wenn ihre nackten Füße ihn nicht berührt hätten, und minder geheimnißvoll lockend würden die dunk-

II. 2.

len Bogen rauschen, wenn ihre stillen, glänzenden Augen fehlten. Sie trug die Röcke um die Hüften hochgeschürzt, daß küsterner Wellen den Saum nicht streifen konnten und über die Schulter gelehnt trug sie Ruder oder auch Regwerk und solchen Kram, den man beim Fischfang benützt.

Er sah sie gerne kommen. Er weidete sein Auge an der stillen festgefügtten Gestalt. Sie sah nicht aus, als ob ein mäßiger Sturm sie beben machen könnte. Er grüßte sie und sah mit Entzücken die liebliche Beugung des Nackens. Er grüßte sie noch oft und sah ihr in die stillen, großen Augen. Nur einen Moment; aber der genügte, um auf ihren braunen Wangen tiefes Roth hervorzuzaubern. Sie wußte, daß sie roth geworden war, dennoch kam sie jeden Tag denselben Weg — eine Fischerdirne hat doch auch ein Herz.

Heute hatte er sie geküßt. Nicht plötzlich war es über ihn gekommen, er nahm den Kuß, der an ihren Lippen hing, wie ein Knabe sich endlich den Apfel holt, der schon lange aus dunklem Laube gelockt hat. Er war stehen geblieben, hatte sie nach Diesem und Jenem gefragt. Fragen ohne jede Bedeutung, denn er wollte ja nur eine Antwort haben, um die schwellenden Lippen sich öffnen zu sehen; Antworten ohne jede Bedeutung gab sie; denn sie wußte nicht, um was er gefragt hatte; sie war glücklich, seine Stimme zu hören. Er hatte in die großen, traurigen Augen geblickt, die ihm tiefer schienen denn das Meer, und die nun heller aufleuchteten, als die Sonnenrefleze auf der blauen Fluth. Dann hatte er sie geküßt.

Die Fischerdirne hatte gebebt vom Kopfe bis zu den nackten Füßen, über welche das steigende Hochwasser feuchte Schleier warf. Ein schwerer Seufzer hatte die Brust unter dem groben Wollentuche gehoben. Dann riß sie sich los, warf das Regwerk über die linke Schulter und ging schneller, als ihre Gewohnheit sonst war, die sandigen Wege in's Dorf hinab.

Eine Wöve hatte über ihren Häupten geschrien und gelacht, war dann seewärts geflogen und, nach-

dem sie in weiten Bogen einige Male gekreist, schoß sie aus der lichten Höhe hinab, ein zappelndes Fischlein zu fischen. Sonst hatte kein lebendes Wesen den Kuß gesehen.

Die Fischerdirne wußte, es würde nicht der letzte Kuß gewesen sein, und der junge Mann, welcher ein Dichter war, wußte es erst recht; er kannte den Feuertrank, welchen der Mann von Mädchenlippen trinkt und sie fühlte es am Pochen ihres Herzens, — es konnte, es durfte nicht das letzte Mal gewesen sein. Nun lag er auf seinem alten Plage im Sande und blinzelte in den lichtgewobenen Aether hinein.

„Und Licht ward überall! da war die Liebe geboren!“ In seinen Adern rollte stürmisch das Blut. Er liebte diesen süßen Sturm, weil er in ihm des Lebens sich bewußt ward. Außer dem Sturm in seinem Hirn lauschte er auf die raumenden Weisen der schwellenden Wogen. Die dunklen weißgekrönten Wellen waren seine Vertraute. Er verstand ihre Sprache, er war ja ein Poet und der versteht Alles, was der Verstandesweisheit ewig ein Geheimniß bleibt.

Unten am Strande lag auch ein Wrack. Nicht alte vermorschte Planken. Noch vor sechs Monaten war es eine schmutze Brigg gewesen, fest und wohlgefügt in den Spanten. Sie war in Sturmesnacht gestrandet. Die Wellen machten sich Tag und Nacht mit dem Wrack zu schaffen, trugen rieselnden Sand hinzu, um es einzufargen. Was hat das Todte im Lichte zu thun?

„Sollen wir dir erzählen?“ frugen die geschäftigen Wellen den halbchlummernden Mann. Er nickte im Traume.

„Wir wissen Alles. Alles Leben wird aus uns geboren und jedes Leben kehrt in unseren Schooß zurück. Wir kennen Alles. Auch das Geheimniß der Liebe. Der Feuertrank der Leidenschaft ist süß. Für das Weib bleibt ein bitterer Bodensatz zurück, das Epaerbtheil.

Da war ein Mädchen, frohgemuth, leichten Sinnes, wenig im Kopfe, noch weniger im Herzen. Doch hörte sie gern, daß sie schön sei. Sie konnte es kaum genug hören in einer funkelnden Sternennacht. Auf die funkelnde Sternennacht folgte ein grauer trüber Tag, wo das feine Mägdlein die weißen Hände rang. Da war auch ein Vater, ein rauher Mann — des Mädchens blonde Haare konnten von seinen rauhen Händen erzählen —, ein reicher Mann — die rauhen Hände konnten auch mild sein. Mit runden blanken Dingen deckten sie Geschehens zu. Mit den hübschen, goldenen Dingen läßt sich Alles zudecken. Alles doch nicht, und das ist ein Glück für die Menschen. Der Schaden, welchen das Mägdlein genommen, ließ sich zudecken. Es war gut so. Wir trugen das Mägd-

lein über den Abgrund hinweg, sie lächelte, als die Sonne zum ersten Male vor ihrem Auge im Meere verschwand. Gestern war es ein Jahr. Gestern kehrte sie heim. Der Vater, der alte, rauhe, reiche Mann stand am Hafenuai und küßte die stattliche, vornehme Tochter, die in Gold und Seide ging, er küßte den bleichwangigen Schwiegerjohn, den prächtigen Menschen von Cuba's heißen Küsten, er küßte den Enkel, das liebe Kind. Und Alle waren sehr glücklich. Die goldene Brücke hatte gehalten.

Kennst du die Armuth? Die ganz gemeine Armuth, die sich nicht scheut, Lumpen zu dulden auf dem Leibe und auf der Seele? Auch auf der Seele, obwohl es lächerlich klingt. Blut haben auch diese Menschen und ebenso das Bedürfniß, der täglichen Noth, des grinsenden Glends zu vergessen. Im Dorfwirthshaus quiekt die Pfeife und stöhnt der Brummbaß. Heißhah, sie läßt sich schwingen im Tanz, die arme Dirne mit dem gestickten Rock und den arbeiterrissenen Händen. Sie jauchzt, ihr gehört diese Stunde. Es giebt kein Gestern, kein Morgen. Es wird lauter, wilder; schwere Dunstwolken schweben durch das niedrige Gemach. Da kommen die mit Lumpen angethanen Seelen zum Vorschein. Was thut's? Sie leben ihr eigenes Leben, das geht keinen Anderen was an.

Darnach kommt eine Stunde, da läßt die zerlumppte Dirne den Karst auf dem Felde fallen, setzt sich an den Rand des Ackers und weint bitterlich. Nach einer Viertelstunde hat sie genug geweint. Sie nimmt die Hände vor den Augen weg, streicht das Haar aus der Stirn und lacht. Sie lacht. Was thut's? ich bin nicht die Einzige, der es so geht, hab' einen breiten Rücken, werft immer zu, es fällt Alles wieder herunter. Das freche Geschöpf!

In Lumpen gehüllt die Dirne, in Lumpen gehüllt das zarte, junge, eben zum Licht erwachte Leben. Trübe brennt das qualmige Dellämpchen im bretterver Schlagenen Winkel der Scheune. Wie sollte aber die Dirne die Lumpen sehen? wie die erbärmliche Umgebung? Sie sieht ja in das kleine Gesicht in ihrem Schooße. Ueber das eigene freche Gesicht legt sich der Heiligenschein der Mutterliebe. Sie lächelt! Es ist ja ihr Kind. Das ist ein Moment des reinsten Glückes. Nur ein Moment. Dann beginnt das Leben voll Glend und Plackerei, das Leben für die Sorge um's Tägliche, das nun doppelt sein soll, das Leben, in welchem Beide untergehen oder — nur Eins und das Andere treibt auf der einmal betretenen Fläche sein menschenhöhnendes Dasein weiter.

Auch von dem Wrack wissen wir eine hübsche Geschichte zu erzählen. Es war eine schöne Fischers-tochter. Schön und stark. Sie arbeitete mit Ruhe und Kraft am Herde und als Gehülfin des Vaters im schwankenden Boote. Sie war der Menschen

Liebling, denn sie hatte Schönheit des Leibes und eine gesunde Seele, die nicht Unrecht, noch Unsauberkeit leiden konnte an sich und Anderen. Manche Leute hielten sie für stolz, denn sie ging nicht zu Tanz und hatte keinen Liebsten. Der dicke Jan hatte sich fast die Beine nach ihr abgelaufen, sie wollte den dicken, reichen Jan nicht. Auch sonst keinen. Wir allein wußten, daß ihr Herz nicht stolz und nicht spröde. Wir wußten es seit dem Tage, wo sie die prächtigen Steinbutt, welche wir ihren Angeln zugetrieben, auf dem Kopfe in die Stadt trug; in das große, reiche Kaufmannshaus.

Die folgende Nacht, das war eine Nacht, da Erd' und Himmel im Gewitter sich vermählten. Im Verein mit dem Donner sangen wir das Brautlied, für Erd' und Himmel und für ein junges Menschenpaar. Wie lieb mußte er sie haben! Er war ja gekommen durch Sturm und Regen zur verabredeten Stelle. Daß etwas Anderes als Liebe den feinen Mann zu ihr treiben könnte, das fiel dem Mädchen nicht ein. Im Sturmeswüthen ward sie sein. Ihr Herz jubelte lauter und stürmischer denn Wind und Wellen. Ein Menschenherz ist stärker als wir, es ist das stärkste Ding unter der Sonne. Hintennach kam nicht der blasse Jammer über das Mädchen, sie trug den Kopf hoch und frei. Bis zu dem Augenblicke, da sie den Geliebten fragte, wann kommst Du, Dein Weib an's Herz zu nehmen vor aller Welt? Nun mußte sie erkennen, daß noch etwas Anderes als Liebe den Mann zum Weibe ziehen kann, ein Gelüft, eine Laune, ein stüchtiges Entflammen aller Sinne, welches das Herz kalt läßt. Sie weinte nicht, sie führte keine Scene auf, denn sie war keine Artistin von der großen Weltbühne, sondern nur ein Weib, ein Weib mit starkem großen Herzen. Vor seinen Augen schleuderte sie mit kräftigem Wurfe die blauen, runden Stücke in die brandende See — die Stücke, welche er in ihre Hand zu drücken versucht hatte. Auf seiner Wange brannte der Schlag wie ein feuriges Mal. Keine Meeresthuth kann ein solches Brandmal auslöschen. Gar ungezählte Menschen

laufen mit solchem Brandmal in der Seele umher, die blöde Menge sieht's nur nicht, desto heftiger brennt es in einsamen kühlen Stunden.

Sie hatte ihm den Rücken gekehrt. Hier ließ sich keine goldene Brücke bauen. Ihm grauste vor dem Mädchen, er fühlte sich nicht sicher vor ihr, daher zog er es vor, mit der Brigg seines Vaters nach London zu gehen und Thee zu holen. Das Mädchen ging ihres Weges wie bisher; sie fühlte sich nicht gering und schlecht; sie hatte geliebt, echt und recht. Doch die Perle ihrer Liebe hatte sie hingegeben für eine leere Schale. Das trieb sie in den Tod. Sie ging auf's hohe Meer hinaus, allein und kehrte nicht wieder. Wir haben sie weich und sanft in die ewige Finsterniß gebettet. Dort ruht das getäuschte Herz aus. Auch hielten wir Wacht auf die Rückkehr der Brigg, welche den Mann trug, der in müßiger Laune die Liebe als Spielzeug betrachtete. Unter schwellenden Segeln kam die Brigg zurück mit kostbarer Fracht. Wir wollten das getäuschte Herz rächen und waren nicht faul. Da liegen die Trümmer, sieh hin! Doch der Glende rettete sein selbstherrliches Leben, er läuft mit dem Brandmal in seiner Seele nach wie vor lustig herum. Die Niedrigkeit ersäuft nimmer.

Klatsch! ein kalter Guß über das heiße Gesicht des Träumenden. Er sprang auf die Füße, schüttelte die Tropfen aus dem lockigen Haare und schaute verwirrt umher. Narrische Träume! verrücktes Zeug! das kommt vom Schlafen am Meeresstrande in der Mittagsgluth. Nie wieder! nie wieder! — Er sagte es mehrere Male halblaut vor sich hin und trottete dann stromabwärts nach Hause. An dem Brack vorübergehend warf er einen scheuen Seitenblick auf das Gerümpel. Eine Möbe schwang sich kreischend zum Mittaglicht. Zu seinen Füßen neckten und gurgelten die Wellen der Hochfluth.

Der Poet hat an diesem Tage noch sehr viel geschrieben und es soll sehr schön zu lesen sein, was er geschrieben hat. Die braune Fischerdirne mit den nackten Füßen mußte nun doch daran glauben, daß ein erster Kuß zugleich ein letzter sein kann.





Allgemeine Rundschau.

Piglhein's Panorama in München: Jerusalem und die Kreuzigung Christi. Wir haben das neue Panoramagebäude an der Goethestraße, welches sich gestern dem allgemeinen Besuche öffnete, nicht ohne ein Gefühl der Befremdung betreten; wußten wir auch, daß der Künstler die großartige und dankbare Aufgabe in figürlicher, architektonischer und landschaftlicher Hinsicht zu lösen vollkommen befähigt, so mußten wir doch während der langen Zeit der darauf verwendeten Arbeit leise Zweifel hegen, ob Piglhein, der nach seinen bisherigen Arbeiten mehr ein Künstler für Künstler als für das große schaulustige Publikum war, ein Panorama im populären Sinne schaffen würde.

Beim ersten Betreten des Podiums, welches auf einer Anhöhe neben dem Golgathahügel gedacht ist, stuzten wir etwas ob der Dunkelheit, die uns umfing; das eben aus dem Sonnenlicht der Straße gekommene Auge mußte sich erst gewöhnen, bis allmählich die malerische Wirkung, deren schleierhaftes Dunkel durch die während der Kreuzigung Christi herrschende Sonnenfinsterniß bildlich gerechtfertigt ist, wie aus einem Nebel heraustrat. So erfahen wir, wenn auch langsam, die eigenthümliche Stimmung in der Beleuchtung, welche durch eine Sonnenfinsterniß bedingt, jenen eigenthümlich kalten Ton hervorruft, den unser Auge beispielsweise an grellen Sommertagen wahrnimmt, wenn die Sonne hinter Gewitterwolken tritt, und Gebäude und Buschwerk, etwa wie durch ein farbiges Glas beobachtet, wirken. Aber nach kurzem Verweilen ist man Herr dieser Stimmung und man sagt sich, daß es so sein muß.

Zergliedern wir nun dieses Piglhein'sche Kunstwerk — denn ein solches ist es im edelsten Sinne des Wortes — in Landschaft, Architektur, figurale Scenerie und Perspective, so finden wir, diese Factoren zunächst zusammengefaßt, unsere Erwartung nicht nur erfüllt, sondern übertroffen: Piglhein's Panorama der Kreuzigung Christi ist ein gelungenes, das Künstler- und das Laienauge hochbefriedigendes Meisterwerk. Die Lobesposaune verstummt vor der erhabenen Charfreitagsruhe, die uns umfängt: Hut ab! möchten wir rufen, Hut ab! vor dem Künstler, der das vollbrachte, wäre nicht auch dieser Ruf ein banaler, ein überflüssiger, Angesichts der großartigen Erhabenheit des Gegenstandes, vor dessen gewaltiger Schönheit uns ein Schauer der Andacht und tiefinnerster Nührung zwingt, in stiller Ehrfurcht unser Haupt zu entblößen. Das Bild wirkt wie eine Charfreitagspredigt, die in rührender Heiligkeit in unser Herz eindringt.

Zuerst muß hervorgehoben werden, daß das Gesamtbild in allen Einzelheiten ein Erzeugniß der lautesten Wahrheit ist; gewissenhaft an der Hand der neuesten biblischen Forschung, mit welcher Herr Professor Sattler in München dem Künstler an die Hand gegangen, führt derselbe uns in monumentaler Ruhe den 7. April des Jahres

29 unserer christlichen Zeitrechnung vor Augen, jenen Freitag, welcher die aufgeregte Bevölkerung Jerusalems vor die Thore der Stadt lockte, jene Stunde, welche wie ein festgefügter Marmorstein in der Geschichte die ewige Wahrheit der Liebe und Veröhnung allen Menschen, allen Confessionen kündet. Und ein Abglanz der Wahrheit dieser göttlichen Lehre von der Liebe ruht über dem Bilde. Da ist kein Baum, keine Straße, kein Hügel, kein Mauerwerk, keine Tempelzinne, die nicht ihre Veredigung hätte. Wer sich eine üppige Landschaft, eine architektonische Prachtstadt in Salomonischer Herrlichkeit erwartet, wird vielleicht enttäuscht sein; wir sehen eine sterile Gegend, eine dürre, sonnenverjagte Vegetation, nackte zerstückelte Felsen und eine Stadt architektonisch aufgeschichtet wie ein Trümmerhaufen, aber es bedarf keines feinsüßigen Auges, um den ganzen künstlerischen Reiz dieser charakteristischen Bedeute zu empfinden, die Gesamtwirkung, hervorgeholt durch die denkbar einfachsten Mittel, spottet jeder Beschreibung und die Feder vermag den Besucher des Panoramas wohl vorzubereiten, aber niemals den Eindruck wiederzugeben, welchen Landschaft, Farbengebung, Stimmung, Luftperspective, abgegrenzt durch ferne Olivenhaine und lichte, von der herrschenden Sonnenfinsterniß noch unberührte Thäler und Hügel in uns wachrufen.

Zuerst ist unser Auge durch das dunkle Firmament gefangen gehalten, welches sich weit über die Hälfte des Rundgemäldes ausbreitet, das Licht eines einsam leuchtenden Sternes ist durch die Sonnenfinsterniß wadgerufen. Durch diese in Bestürzung gesetzt ziehen flüchtigen Fußes Handelskarawanen mit ihren Kamelen auf der Straße von Joppe nach den schützenden Thoren Jerusalems; im Vordergrund vereinzelte Gruppen den ängstlichen Blick auf Golgatha gerichtet; etwas weiter Karawanenerei, die Berggruppe Mizpa und der Flecken Emmaus mit Hirtenansiedelungen. Die Regenzeit ist vorüber, in den flachen Thalmulden hat die Sonne das letzte Wasser aufgesogen, dann ein Complex von Landhäusern und die Landstraße nach Damascus, und im Vordergrund die Felsengräber des Nikodemus und des begüterten Joseph von Arimathea. Dann folgt die Kreuzigungsgruppe, welche auf den Beschauer so nahelegend wirkt, daß man wähnt, den Stamm des Erlöserkreuzes fassen zu können. Auf diese Gruppe concentrirt sich, abgesehen von der grelleren Lichtwirkung am Horizont, das höchste Licht. Der Künstler hat den Augenblick des Scheidens gewählt: „Vater! in deine Hände befehle ich meinen Geist.“ In Ehrerbietung stehen die Angehörigen und Freunde in gemessener Entfernung vom Kreuzestamme, voran die Maria, das Haupt wie fragend und forschend auf das Antlitz des Sohnes gerichtet, dessen Dulderantlitz sich zu ihr gewendet, es ist wie eine letzte Zwiepsprache zwischen Mutter und Sohn und die Umstehenden: Maria Klopä, Johannes, Maria Magdalene,

Maria Salome, Simon von Cyrene, Susanna, die Wittve des Jairus, Veronika, Nikodemus und Joseph von Arimathea, lauschen alle mit emporgerichtetem Antlitz auf jedes Wort, welches noch von den Lippen des Gekreuzigten fließen soll.

Diese ganze Gruppierung in ihren einfachen plastischen Gestalten wirkt erschütternd und tief zu Herzen gehend, nicht faszinierend durch theatralischen Aufbau oder durch gefuchte Geiten, wie man sie auf so vielen Kreuzigungsbildern sieht: nein, ergreifend durch die einfache Wahrheit, mit welcher sich die menschlich natürliche Körperhaltung von selbst ergibt, keine Störung, kein Laut geht durch diese Versammlung, deren Blicke und Herzen nur dem einen Erhabenen zugewandt; mit einem Worte: es ist hier ein kurzer Augenblick bildlich verkörpert, der wie ein leiser Ergelton die Schwingen unserer Seele erzittern macht, ein Empfinden, wie es sich unser bemächtigt, wenn wir in weihelicher, ernstlicher Stunde stille Einker bei uns selber halten.

Nach diesem Hauptvorgange auf dem herrlichen Rundgemälde können wir alle übrigen Details, wie sie eine bunt- und lautbewegte Volksmenge bewirkt, füglich übergehen und deren Erfassen in richtiger Würdigung dem Beschauer selbst überlassen. Gesagt sei nur noch, daß keine Gruppe, keine Figur zwecklos, überflüssig erscheint, alle sind gedacht, empfunden und in ihrer Wirkung selbstredend, und wenn wir mit der Behauptung schließen, daß München um ein großartiges, erhabenes, würdiges Kunstwerk reicher geworden, das in seiner harmonischen Gesamtwirkung bis auf den letzten Punkt über jedem Tadel erhaben, das Wort der Spötter verstummen macht, das Achselzucken der Steyler vernichtet, so haben wir ein wohlüberlegtes, wahres Wort ausgesprochen, welches wir für alle Zukunft vertreten. Glück und Heil dem waderen Künstler, der solches vermochte.

F. A. A.

Zu unseren Illustrationen.

Excusez! Nach einer Originalzeichnung von Hugo Kauffmann. Der Künstler, welcher auf dem Gebiete der Genremalerei Bedeutendes geleistet, ist am 7. August 1844 zu Hamburg geboren und erhielt die erste Anleitung für seine Laufbahn von dem Landschafts- und Genremaler Hermann Kauffmann, seinem Vater. Im Jahre 1861 begab er sich dann an das Stäbelsche Institut in Frankfurt a/M., wo Jacob Becker, auch Zwerger, seine Lehrer waren. Zwei Jahre darauf wählte er Cronberg am Taunus zum Wohnsitz und machte von dort größere Reisen, auch nach Paris, wo er sich längere Zeit aufhielt, — um dann nach München überzusiedeln. Die Motive seiner Genremalerei entnahm der Künstler zum größten Theil dem Leben der unteren Stände, so z. B. seine „Segelnden Bauern“ und „Bauern beim Kartenpiel“ (1872), „milde Musikanten“ (1874), „wandernde Musikanten“ (1876), „Wilderer in der Almhütte vom Förster überrascht“, und sein größtes Gemälde „Kauflustig“ (1884). Auch seine Zeichnungen, von denen wir heute unsern Lesern eine von originellem Humor durchwürzte Probe vorzuführen, sind frisch und naturwahr in der Situation dargestellt und in den einzelnen Figuren drastisch charakterisirt. Der im Vollbewußtsein der Würde breitbeinig in der Hausthür stehende biedere Herbergsvater, der den Hut küstend, mit einem schüchternen: „Excusez“ herantretende arme Handwerksbursche, sind so echte Typen ihrer Klasse, wie sie der Künstler nur dem wahren Leben entnehmen konnte.

Kleine Poststation in Thüringen. Nach dem Gemälde von Paul Lübbecke. In dem an landschaftlichen Reizen so reichen Thüringer Lande liegt auch der kleine romantische Flecken, den der Künstler uns in seinem Bilde

wiedergegeben. Still und einsam, nur reizvoll in seiner ländlichen Einfachheit, bietet er zu gewissen Stunden am Tage durch den Postverkehr eine interessante Abwechslung dar, die zu weitgehendsten Beobachtungen führt. — Wie Mancher erinnert sich nicht mit einem gewissen grausamen Vergnügen an den alten Postverkehr, an eine Zeit, in der man tagelang in den abscheulichen Kumpelkasten eingepfercht auf holprigen Wegen von Ort zu Ort langsam vorrückte und bei den schlimmsten Stößen der gelben Kutsche, die selbst den innersten Menschen erschütterten, sich nur durch herzhaftes Fluchen Lust zu machen suchte. — Welch interessante Reise-Befanntschaften wurden aber auch dabei geschlossen, man klagte sich gegenseitig seine kleinen Leiden, erfrischte sich durch humorvolle Erzählungen, stieg an jeder Station mit einem freudigen Lächeln aus, um die Glieder zu recken und mit einem Stoßhufser wieder in den Kartelkasten hinein. Es hatte das langsame Reisen aber auch den Vorzug, Land und Leute genauer kennen zu lernen. Heute durchfliegen wir mit dem Dampfrosch die Gegend und genießen nur in Momenten, wo wir früher stundenlang schwelgten. Die Zeit des Dampfes und der Electricität hat die Romantik einer verflohenen Aera gewaltsam von sich abgestreift. Wir sind nüchtern und materieller in unsern Gemüthen geworden, und dem Reisenden der Jetztzeit behagt nicht mehr — die kleine idyllische Poststation.

v. P.

Ein Besuch (nach dem Gemälde von A. Treibler). Die Zitta ist die Bäuerin auf dem blauen Hofe. Den Namen hat der Hof davon, daß alle seine Fenster und Thüren mit schöner ultramarinblauer Farbe umrahmt sind. Das sieht zwar nicht besonders geschmackvoll aus, aber „es schreit“. Und um das Schreien ist es dem Pezzo, dem Bauern auch am meisten zu thun. Er ist ein wohlhabender Bauer, und er liebt es, das Geld klappern zu lassen, wenn er es auch nicht gern ausgiebt. Und er liebt die ultramarinfarbenen Ränder um die Thüren und Fenster: und er liebt breitkarrirte Hemden und gelbe Bandtschleifen an den Ohren seiner Muli.

Zitta ist eine hübsche, fleißige, heitere, energische Frau. Sie ist mit Pezzo verheirathet worden, weil sie Beide Geld hatten, aber man hat nie gehört, daß die Ehe unglücklich sei. Die beiden Ehegatten hausten ganz gut miteinander, denn Pezzo war es zufrieden, für sein schönes Haus eine schöne Frau zu haben, sowie er auf seine seidenen Halstücher hielt und auf seine silberne Uhr.

Daß sich Zitta viel um Freundinnen kümmerte, hätte man nicht sagen können. Sie lebte mit keiner Nachbarin in Unfrieden, aber auch mit keiner in Vertraulichkeit.

— „Das thun sonst nur Weiber, die ein schlechtes Gewissen haben und sich vor den Augen der Freundinnen scheuen!“ — hatte die magere Gebatterin mit der Warze auf der Nase giftig gesagt. Nachdem sie es einigemal vergebens versucht hatte, sich in das Vertrauen Zitta's zu drängen. Aber trotzdem sie und die dicke Gebatterin mit dem wackeligen Zahne ihre Nasen in alles Thun der Zitta steckten, konnten sie doch nichts Böses entdecken. — Denn so viel unvorben Zitta auch war von Burschen und sogar Ehemännern, so zeichnete sie doch Keinen aus oder gab ihrem Manne Grund zur Eifersucht.

Und doch nahm sich das Mannsvoll Mühe genug, ihr den Kopf wirklich zu machen, denn sie meinten: von zärtlicher Gattenliebe ist ja im blauen Hofe doch nicht die Rede — warum sollte die hübsche, frische Bäuerin nicht einen Herzensfreund suchen? — Aber Zitta suchte Keinen. Ihre alte Ruhme Gina hatte sogar den Auftrag, mit dem Ausschütten von Spülichtwasser recht unvorsichtig zu sein von der Gallerie aus, wenn Mannsvoll an den Steintreppen unten lungerte an dunklen Abenden.

Da nun aber Zitta weder „glücklich“, noch „katsch-jüchtig“, noch „verliebt“ war — was war sie denn?

Ich will Euch Etwas sagen: sie war fromm. Fromm? . . . Vielleicht nicht im gewöhnlichen Sinne. Sie hielt nicht immer den Messbesuch ein an den Sonntagen in Ternicoli drüben, und sie lief nur zu den hohen Zeiten zur Beichte, und machte nie eine Wallfahrt.

Aber wenn der Padre Giuseppe, der Kapuziner, mit seinem Grauthierlein kam und mit seinen Körben, in denen er die Gaben der Frommen sammelte, das war stets ein Festtag für Zitta. Das sah man ihr an. Wenn sie den Alten von Weitem daherkommen sah, strahlte ihr schon das ganze Gesicht; die Augen leuchteten ihr, die Spindel ruhte in ihrer Hand und ihr Herz pochte so heftig! . . . In der That, wäre der alte Padre jünger gewesen, man hätte sich weiß der Himmel was für böse Gedanken machen können über diese Zitta. Aber so schwieg die größte Bosheit.

Ein Festtag war im blauen Hofe jeder Besuch des Padre. Die Bäuerin tischte guten schwarzen Wein auf freige Weise, und süße Mandolini, welche sie stets im Schraute bereit hatte, und Feuer wurde auf dem Herde gemacht und bald prasselte ein Huhn im Oele.

Und Padre Giuseppe sah bei der Bäuerin und erzählte ihr von seiner Sammelreise.

Er kam immer erst, wenn er über dem Po drüben gewesen. Und über dem Po drüben, dort wo die Kähe landeten, führte zwischen die Hügel ein Weg hinein. Man wanderte dort immer unter dem Schatten wehender Blätter. Und wenn man ein halbes Stündchen landeinwärts gegangen war, kam man an ein altes fürstliches Jagdschloß, das aber jetzt in Trümmer fiel. Das schönste Haus der kleinen Ortschaft Labbia, welche unterhalb des Schlosses lag, war das Amt des »hürgomastro«, des alten Moro. Der hatte einen Sohn, einen riesengroßen, stolzhauenden und doch so gutmüthigen Sohn, dessen Augen blau wie der Himmel waren und die Zähne weiß wie die Blüten. Ceccone hieß der junge Mensch, und war damals, als die Hochzeit Zitta's in der Kirche von Ternicoli drüben gefeiert worden war, zufällig dagewesen. Er war eingetreten, weil die Kirchthür offen war und draußen eine solche Sonnengluth herrschte. Er hatte die Braut früher nie gesehen. Aber als sie mit ihrem Gatten beim Herausgehen an Ceccone Moro vorüberkam, da hatten sich die Augen der Braut und die des jungen redenhafte Mannes getroffen. Und er hatte unwillkürlich, willenlos herausgestoßen: — „Wie schade! . . .“

Und sie war roth geworden bis an die Stirne hinauf. Und später, wenn Padre Giuseppe kam, erzählte er immer, daß der Ceccone über dem Wasser drüben sich stets bei ihm erkundigte um die schöne Bäuerin vom blauen Hofe, und daß er sie höflich grüßen lasse. Und wenn der Padre fortging, fragte er die Zitta immer: „Und darf ich dem jungen Moro sagen, daß Ihr seinen Gruß erwidert?“ — Und sie sagte: „Wenn Ihr wollt, meinethwegen, Padre Giuseppe.“ So ging es manches Jahr. Und gesehen haben sich Zitta und Ceccone Moro, die Bäuerin vom blauen Hof, und der Sohn des hürgomastro von Labbia in dieser ganzen Zeit nicht ein einziges Mal.

Nur als dann Ceccone eines Tages beim Holzfällen verunglückte (er hatte nie geheirathet) und gestorben war, da sah man Zitta „noch frömmere“ werden. Sie ging nun oft in die Kirche, wenn die Sonne sank und betete — betete so andächtig. E. M. B.

Miscellen.

Das verlorene Paradies. Die Meisten kennen diese herrliche Schöpfung Miltons, den Wenigsten möchte aber die Veranlassung zu der klassischen Dichtung bekannt sein. Milton war ein großer Naturfreund, er liebte besonders durch Feld und Wald zu streifen, ziellos, wie der

Schmetterling leicht und lustig von einer blumigen Aue zur anderen zu flattern. Im kühlen Walde oder unter einem schattigen Baume wurde dann gerastet, der Dichter zog seine Schreibtisch hervor und brachte die ihn bewegenden Gedanken zu Papier — unsterbliche Lieder! Doch nicht immer suchte Milton die Einsamkeit, oft begab er sich in Gesellschaft fröhlicher Jugendgenossen hinaus auf's Land und wo die heitere Schaar einkehrte, war sie willkommen.

Eines Tages hatte man eine weitere Fußtour gemacht, die Sonne brannte heiß und Milton, welcher den Genossen vorausgeeilt war, ließ sich unter einem schattigen Baume nieder, um alsbald überwältigt von Hitze und Müdigkeit, einzuschlummern. Da kam die Landstraße daher ein Reizwagen gefahren, im Fond nicht eine alte Dame, doch ihre Begleiterin, ein junges, schönes Mädchen, träumte mit offenen Augen. Plötzlich bemerkte die Fremde den schlummernden Dichter, sie brauchte nicht einmal dem Postillon ein Halt zuzurufen, die Pferde gingen auf dem sandigen Wege ohnehin im Schritt, leichtfüßig entstieg die junge Dame dem schwerfälligen Gefährt und trat zu Milton. Von seiner hohen Stirn leuchtete der Genius und die rothen Lippen murmelten im Schlummer Dichterworte! — Die Fremde schien wie bezaubert, sie blickte schnell um sich, ihre Begleiterin nickte im Wagen, der Postillon schief auf dem Bock und nur die Pferde wandten wie neugierig ihre Häupter. Die schöne Fremde beugte sich tiefer und tiefer und küßte den jungen Dichter, dann aber, wie erschreckt über das, was sie gethan, sprang sie in den Wagen zurück. Der Postillon war inzwischen erwacht, eine leise Anforderung der schönen Zofassin ließ ihn die Pferde antreiben, — es ging dahin — kaum gegrüßt, auch schon geschieden! —

Miltons Gefährten hatten die ganze Scene aus der Ferne beobachtet, sie kamen jetzt herbei, den Dichter zu wecken.

„Was stört Ihr mich,“ rief Milton, ich träumte so süß!“

„Und hast darüber Dein Glück verschlafen!“ spotteten die Freunde und erzählten ihm das kleine Abenteuer.

„Wo ist sie?“ rief der Dichter. „Ich muß sie sehen, sprechen. — Ließ sie kein Erinnerungszichen zurück?“

Er machte sich sogleich mit seinen Genossen auf, die schöne Unbekannte zu suchen, doch, war man absichtlich vom Wege abgewichen, sie fanden keine Spur von der Fremden. Milton suchte sie noch lange, jahrelang, sein ganzes Leben, doch vergebens, er fand es nicht, sein verlorenes Paradies — jene märchenhafte Begebenheit soll ihn veranlaßt haben, seine herrlichste Dichtung zu schreiben, the lost paradise! — E. Brunck.

* Das nachfolgende kleine Gedicht, „Mudant“ betitelt, stammt von Theobald Höck, einem Pfälzer (1573 geb.). Wir wissen von dem Dichter sonst wenig oder gar nichts. Unsere Leser werden das mit uns bedauern, sobald sie gelesen haben:

Nacht und Tag hab' ich gedient
 Ein Fräulein rein und zarte,
 Damit ich nur ihr Lieb' verjühnt,
 Kein Fleisch noch Mäh' ich sparte.
 All ander Lieb, Freund, Lust und Geld
 Hab' ich veracht aufgeben,
 Ja alle Schätz' der ganzen Welt
 Allein vor ihrentwegen.
 Kein ander Daus kriegt ich davon,
 Leer' Stroh hab' ich gedroschen;
 Schabab,*) ein Körbel ist mein Lohn,
 Die Lieb' ist ausgelöschen.
 Ich hab' gehofft so herzlich,

*) abschaben — vernichten, entfernen.

Mein Lieb wiederumb zu genießen;
 Nun läßt sie mich's — ja hinter sich
 Ganz höflich jezund genießen.
 Es ist halt, wenn ich's sagen soll,
 Bey euch, ihr schönen Jungfrauen,
 Viel Geschrey und wunder wenig Woll':
 Sanct Vekten soll euch trauen!
 Wer euren glatten Worten traut,
 Der möcht' sein' Müß' wol sparen,
 Er säet im Wind, in's Meer auch baut,
 Wie ich es wohl erfahren.

* Wenn man heute von „Frohnen“ und „Frohndienst“ sprechen hört, glaubt man sich in die Tage des Mittelalters zurückverlegen zu müssen und vergißt, daß noch in unserem Jahrhundert, ja selbst noch nach den glorreichen Befreiungskriegen fürchterliche Frohnlasten auf dem deutschen Volke lasteten. So erzählt Pfister in seiner Geschichte der württembergischen Verfassung, daß allein im Oberamt Heidenheim noch im Jahr 1814 die Jagdfrohnen 20,000 Gulden betragen hätten und 5293 Morgen bestreuten Acker wegen Wildschaden unbebaut liegen geblieben seien, ja daß noch im März 1815 von einem Oberamte zu einer Jagd 21,584 Mann und 3237 Pferde hätten fröhnen müssen.

* In den Chroniken des Zeitalters Ludwig XI. von Frankreich findet sich ein merkwürdiger Umstand verzeichnet, der uns ein Beispiel von auffallender Rücksicht gegen das Weib giebt. So oft nämlich der König mit der Königin in das Hôtel de Ville zur Tafel geladen war, bereitete man ein Bad für die Königin und neben dem ihrigen ein anderes für eine Pariser Bürgerin. — Selbst noch in den ersten Zeiten Ludwigs XIV. standen die höchsten Personen mit verschiedenen Klassen ihrer Unterthanen in mannigfacher und enger Berührung. So heißt es in dem Festbericht von den Tauffeierlichkeiten des ersten Sohnes Ludwig XIV.: „An der königl. Tafel haben gespeist die Frau des Civil-Lieutenants und die Frau des Präbendens Lambonneau“, eine Thatfache, die den Höflingen Ludwigs XV. und XVI. ungläublich geschienen haben würde.

St. Alexander von Humboldt sprach dem König Friedrich Wilhelm IV. von der geographischen Verbreitung des Guano und beschloß seine Mittheilungen mit dem Ausspruch: „Man kann sagen, der beste befindet sich unter der Linie.“ „Na,“ erwiderte der König lachend, „der unter meiner Landwehr ist auch nicht schlecht!“

St. In einer Hofgesellschaft unter Friedrich Wilhelm IV. wurden Räthsel aufgegeben. Der König empfahl einer Dame, die in seinen Ungunsten stand, einen Silberlöffel in den Mund zu nehmen, und darauf zu blicken; solches bedeute „Silberblick“. Der Dame aber, welche das Räthsel zu lösen hatte, raunte er verstoßen zu: „Löffelgans“.

Technisches.

Pariser Stadtbahn. Wenn die Kammern Ja sagen und die erforderlichen 380 Millionen Mark aufgetrieben werden, was wir allerdings bezweifeln möchten, brauchen die Pariser in einigen Jahren das verhasste Berlin nicht mehr zu beneiden. Ja, sie sind der Reichshauptstadt in eisenbahnlicher Hinsicht „über“, da sie eine erhebliche Anzahl Kilometer Stadtbahnen mehr besitzen werden. Die Berliner Stadtbahn ist nur 11 Kilometer lang, die künftige Pariser wird dagegen 55 Kilometer aufweisen, wovon freilich nur ein Bruchtheil viergleisig zur Aufnahme der

Fernzüge. Von der Gesamtlänge entfallen 20 Kilometer auf Viaducte, 14 auf offene Einschnitte und 21 auf Tunnel, was durch die hügelige Lage der Stadt, sowie durch die allzugroßen Kosten der Erwerbung der Grundstücke in der inneren Stadt zur Durchführung eines Viaductes bedingt wird. Die künftige Bahn, welche sämtliche bisherige Bahnhöfe berührt, besteht aus einem Ringe, der ungefähr der Richtung der jetzigen äußeren Boulevards folgt, einer den West- mit dem Lyoner Bahnhof verbindenden, zur Aufnahme der Fernzüge mit zu verwendenden Querslinie, und endlich aus einer ganz Paris von Norden nach Süden durchschneidenden, ganz unterirdischen Bahn, welche in der Nähe der Notre-Dame-Kirche unter den beiden Armen der Seine durchgeführt wird. Der Westen der Stadt kommt freilich hierbei zu kurz. G. v. M.

Neuere Errungenschaften der Dunkelkammer. Gleich dem Blitze wurde in letzter Zeit vielfach der vom Menschen künstlich erzeugte Miniaturblitz aus der Elektrifizirungsmaschine photographirt und zwar mit Hilfe eines von Ducrétet erfundenen, sehr einfachen Apparates ohne Objectiv. Es wird natürlich in einem verdunkelten Raum operirt und die lichtempfindliche Platte so gestellt, daß sie den Schein des überspringenden Funkens voll empfängt. Durch die erzielten Photographien wurde ermittelt, daß der künstliche elektrische Funke gleich seinem himmlischen Nebenbuhler kein Zickzack, sondern eine geschlängelte Linie bildet und sich auf seinem Wege, wohl in Folge des Luftwiderstandes, vielfach verzweigt. Besonders merkwürdig ist die Gestaltung des auf eine isolirte Platte aufschlagenden Funkens. Die Electricität schiebt nach allen Seiten auseinander, wobei sie sich in unendlich zarte Stränge auflöst. — Ebenso staunenerregend ist das Tommasi nach vielen Versuchen gelungene Photographiren im Finstern. Tommasi befestigt zwischen zwei Metallbürsten eine leichtempfindliche Platte und verbindet dann die Bürsten mit den Polen einer Elektrifizirungsmaschine. Durchläuft nun der Strom die Platte, so erscheint nach kurzer Zeit auf derselben jeder Gegenstand abgebildet, welcher sich vor ihrer lichtempfindlichen Seite befindet. G. v. M.

Die indische Ueberlandpost. Im Publikum herrschen unklare Vorstellungen über den Schnellzug, welcher allwöchentlich die umfangreiche indische Post von London nach Brindisi und umgekehrt befördert und sich in letzterer Stadt an die Schnelldampfer aus und nach Indien und Australien anschließt. Man glaubt unter Anderem, der betreffende Zug fahre mit einer Geschwindigkeit sondersgleichen, halte fast nirgends an und bestehe nur aus einer Lokomotive und einem Packwagen. Folgende Angaben dürften zur Richtigstellung dieser Ansichten beitragen. Die im Laufe der Woche aus London und der Provinz eingegangenen, nach dem Osten bestimmten Postfächer verlassen London Freitags früh und werden gleich nach Calais geschafft, wo sie auf die zweite Sendung warten, welche aus den in letzter Stunde aufgegebenen Sachen besteht. Diese zweite Sendung verläßt London um 8 Uhr Abends, wird in Dover sofort auf einen Extradampfer geschafft und erreicht Calais etwas vor halb eins. Nachdem die Ueberladung auf den harrenden Sitz erfolgt, verläßt dieser um 12,36 Morgens die französische Hafenstadt und nimmt nun seinen Lauf unter Umgehung von Paris über Dijon nach dem Montenis und von dort weiter über Turin und Ancona an Italiens Ostküste entlang nach Brindisi, wo er Montags um 1 Uhr 20 Minuten Morgens anlangt. Nach erfolgter Ueberführung der Post auf den bereitstehenden Dampfer verläßt dieser um 5 Uhr Morgens Italiens Gestade. In umgekehrter Richtung besteht wegen der unbestimmten Ankunftszeit der Dampfer kein bestimmter Fahrplan, was den theilhabenden Bahnverwaltungen große

Schwierigkeiten bereitet. In der Regel erfolgt die Abfertigung des Sitzgütes von Brindisi Donnerstags Abends.

Zur Zurücklegung der 2193 Kilometer langen Strecke Calais-Brindisi braucht der Zug demnach unter Berücksichtigung des Zeitunterschiedes 48 Stunden. Der Zug legt also durchschnittlich nur etwas über 45 Kilometer in der Stunde zurück und fährt somit bedeutend langsamer als unsere Sitzzüge mit ihrer Durchschnittsleistung von 60 bis 63 Kilometer in der Stunde. Doch sind die vielen Gebirgstrecken zu berücksichtigen, wo die Fahrt nur sehr langsam vor sich geht.

Der Ueberlandzug besteht aus einer Schnellzugslocomotive, einem Schutzwagen, drei Postwagen, einem Schlafwagen für die wenigen Reisenden, die das theuere Beförderungsmittel wählen, und einem Packwagen.

Von einer Leitung der Ueberlandspost über den Gotthardt war eine Zeit lang die Rede. Doch hat man davon Abstand genommen, weil die Gebirgstrecken hier noch länger sind. G. v. W.

Citaten-Räthsel.

In folgenden sechs Citaten ist der Anfang eines Goethe'schen Gedichtes enthalten. Und zwar befindet sich im ersten Citate das erste Wort des Gedichtes, im zweiten das zweite u. s. w.

Die Citate lauten:

1. „Je mehr die Liebe giebt, je mehr empfängt sie wieder; Darum versiegen nie des echten Dichters Lieder.“ (Künter.)

2. „Nehmt hin die Welt! rief Zeus von seinen Höhen Den Menschen zu; nehmt, sie soll euer sein.“ (Schiller.)

3. „D zärtliche Seele, D schweige, verhehle Die ewigen Leiden, Verhehle dein Glück.“ (Goethe.)

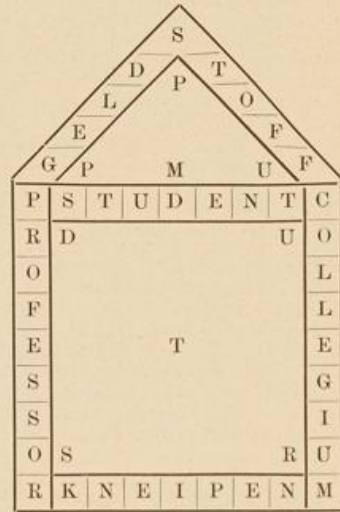
4. „Mein Herz gleicht ganz dem Meere, Hat Sturm und Ebb' und Fluth, Und manche schöne Perle In seiner Tiefe ruht.“ (G. Heine.)

5. „Bei uns giebt's keine Schule. Mit eignem Schnabel jeder singt, Was halt ihm aus dem Herzen dringt.“ (Kerner.)

6. „Da blüht sich's hinunter mit liebendem Blick, Es kommen, es kommen die Wasser all, Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder, Den Jüngling bringt keines wieder.“ (Schiller.)

(Auflösung folgt in Nr. 22.)

Auflösung der academischen Scherz-Aufgabe in Nr. 18.



Welt-Telephon.

E. K. in S. Verfugen Sie über das Manuscript. E. L. in L. Sappho ist von verschiedenen Künstlern als Motiv verwendet worden. Eins der schönsten Gemälde ist die „Sappho“ von B. Amberg. Das zarte feingeschnittene Antlitz, mit dem düstern Blick der tieftraurigen dunklen Augen, das wogende nachtschwarze Haar, der schlante an die Felsen geschmiegte Körper, von dem weichen Gewande umflossen, ist von magisch-esselnder Wirkung auf den Beschauer.

Frau E. v. K. in B. Vielen Dank für Ihre liebenswürdigen Bemühungen, die ja auch vom besten Erfolge getränkt wurden.

Kotti in Hamburg. Aufgabe acceptirt. Dieselben werden in jeder Form gebracht, wie Sie aus den Dekten erleben. Daß Ihnen „Götter“ so gefallen, freut uns. Der Autor wird jedenfalls bald wieder einen Beitrag liefern. Der Verfasser der plattdeutschen Erzählungen ist zwar Professor, aber wie Sie recht vermuten, keiner jener trockenen, schalrad-schleppenden Bücherwürmer, sondern ein lebensfrischer jovialer Herr, der auch als Lustspielbildner schon die besten Erfolge errungen hat. „Zur Sonnenhöhe“ (siehe Inhalt) ist ebenfalls von ihm. Wenn bei Ihnen mit 40 Jahren ein Mann schon alt (!) ist, dann fehlt allerdings nicht viel daran. Von Winterfeld brachte Heft 19 eine kleine Skizze. — Das zarte Gesicht ist nach Ausdruck der Gedanken, Schrift u. nicht zu verkennen, auch wenn der Nachsatz folgte: „Ein Plakisch u.“ Viel über 18 wird's nicht sein, denn die Jugendfrische sprüht ja aus allen Poren. Daß Sie keine Perle machen, dafür müßte eine Bräutle als Belohnung ausgelegt werden. Was verstehen Sie unter dem: „sollt so allerlei?“ — Orthographie, Satzbau correct. Adresse richtig. Wollen Sie es noch genauer machen, so legen Sie Billigheitsstr. 55 hinzu. Besten Gruß zurück.

Frau A. v. E. in B. In einem prächtigen Geschenk für das betreffende Fest empfehlen wir Ihnen den Ankauf eines geschmackvollen und reizenden Album-Photographie-Ständers aus der altrenommierten Bronze- und Lederwaarenfabrik von Eduard Pachtmann, Kgl. Hoflieferant zu Dresden. Die ganze Erfindung, welche in fast allen europäischen Staaten, sowie auch in Amerika patentirt ist, gleicht eigentlich dem Ei des Columbus; so einfach und logisch in ihrer Art. Das bisherige plagraubende aufgeschlagene Album wird also ersetzt durch ein aufrechtstehendes Ständer-Album, welches gleichzeitig einen überraschend schönen Zimmerschmuck auf den Rippen, Etageren u. bildet. Bequem in der Handhabung des schwersten und voluminösesten Exemplars, bietet ferner diese neue Art von Album eine unverwundliche Dauerhaftigkeit und zwar bezüglich des Rückens, der ja bei den bisher in der Mode stehenden Albums sehr leicht bei stetem Gebrauche defect wird. Die Ausführungen in Leder (gepunzte oder geschnittene Arabeskenfiguren u.) sind die jetzt modernsten. Nicht weniger stehen auch die Plakisch-Album-Ständer, auch mit Wappenschildern u. in der Mode. Diese neue Art Albums hat sich übrigens schon schnell in den feinen kunstfertigen Familientreuen eingeführt; fast in allen Städten Deutschlands und Oesterreichs sind solche in den feineren Galanteriewaaren-Geschäften zu haben. Die Größen folgen dem Wistenartenformat, Cabinetformat bis zu den größten Quartformatständern.

Nachdruck verboten. — Uebersetzungsrechte bleiben vorbehalten.

Verantwortl. Redakteur: Janko von Buttkamer in Dresden. — Verlag des Universum (E. Frieze) in Dresden. Druck von Meyger & Wittig in Leipzig.